Studien zur Geschichte der Erdkunde im Altertum.

I. Die Kunde des Altertums von den Canarischen Inseln.
II. Statius Sebosus.

Inaugural-Dissertation,

welche

nebst den beigefügten Thesen

mit Genehmigung der

Hohen Philosophischen Fakultät der Königl. Universität Breslau

zur

Erlangung der Philosophischen Doktorwürde

am

Freitag, den 25. April 1902, mittags 12 Uhr

in der

Aula Leopoldina

gegen die Herren Opponenten:

Dr. phil. Otto Schiff und **cand. phil. Paul Kämmerling**

öffentlich verteidigen wird

Curt Müller

aus Breslau.

ACAD. LUGDBAT. BIBL.

Breslau 1902.
Druck der Breslauer Genossenschafts-Buchdruckerei, E. G. m. b. H

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543102_0105

Meinen lieben Eltern.

I.

Die Kunde des Altertums von den Canarischen Inseln.

Die Nachrichten des Altertums über die canarische Inselgruppe sind schon öfters Gegenstand sorgfältiger Untersuchung gewesen, nicht nur für die Herausgeber und Erklärer der Quellenschriftsteller[1]) und hervorragende Vertreter der Geographie des Altertums,[2]) sondern auch für zahlreiche neuere Reisende. Insbesondere ist nicht geringer Scharfsinn an den Versuch gewandt worden, die überlieferten Namen der „Fortunaten" auf die einzelnen Inseln zu verteilen, ohne dass es bisher gelang, ein allgemein anerkanntes Ergebnis zu erzielen.

Zuletzt hat Conrad Kretschmer[3]) den Stand der Forschungen über diese Frage zusammengefasst. Jedoch die Weite des Zieles, das seinem umfassenden Werke gesteckt war, gestattete ihm nicht tiefer eingehendes Verweilen bei der Abwägung und Erklärung der antiken Berichte. So sieht er selbst nur mit halbem Vertrauen auf die Überzeugungskraft der von ihm gewählten Deutung. Aber seine entsagungsbereiten Worte: „Freilich wird es nicht gelingen, hinsichtlich der Identifizierung der Inselnamen mit den heutigen eine Einigung zu erzielen", vermögen doch nicht die Hoffnung auf eine Lösung des Problems ganz niederzuschlagen. Die genaue Kenntnis der Inselgruppe, welche zahlreiche wissenschaftliche Forscher der letzten Jahrzehnte

---

[1]) Salmasius, Plinianae exercitationes in C. Jul. Solini Polyhist. Paris 1629. II. 1313 ff. Tzschucke zu Pomponius Mela III, 10, 102. Leipzig 1806.

[2]) P. F. J. Gosselin, Recherches sur la géographie systématique et positive des anciens. Paris 1798. I, 146 ff.

Maltebrun: Précis de la géographie universelle. Paris I. 1812. 192—196. Konr. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. Leipzig 1825. X. 2, 621 ff.

E. H. Bunbury, A history of ancient geography. London 1879. II. 202—204.

[3]) Conrad Kretschmer, Die Entdeckung Amerikas in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Weltbildes. (Festschrift der Ges. f. Erdkunde zu Berlin zur 400jähr. Feier der Entdeckung Amerikas.) Berlin 1892. 170 ff.

begründet haben, sichert unserer Zeit vollkommenere Untersuchungsmittel als die, über welche noch Humboldt an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts verfügte.

Lange bevor die Entdeckungsfahrten der Völker des Mittelmeers über dessen Schwelle vordrangen in die mit Scheu betrachteten Räume des atlantischen Ozeans, liess die rege Phantasie der Griechen aus dessen Meeresweiten ein Zauberbild von „Inseln der Seligen“ emporsteigen. Jenseits der Grenzen der bekannten Welt sollten sie liegen, in glücklicher Abgeschiedenheit[1]); ein geheimnisvoller Schleier umwob ihre weltferne Lage. So verdichtete sich zu einem geographischen Mythos das unbefriedigte Sehnen des Menschenherzens, der wehmütige Ausdruck des Gedankens: „Dort, wo Du nicht bist, dort ist das Glück!“

Es ist nicht ganz unmöglich, dass diese Träume festere Gestalt gewonnen haben im Anschluss an die von den Puniern übernommenen Nachrichten über den fernen Westen. Denn diesem eifrigen Handelsvolke konnten bei seinem langwährenden Verkehr mit Nordafrikas Westküste die nächsten ozeanischen Inseln und mit ihnen der aus dem Meeresschosse zu gigantischer Höhe sich emportürmende, wolkenumkränzte Pic de Teyde schwerlich dauernd verborgen bleiben. Ernste Forscher teilten die Meinung, dass dieser Berg das Urbild des den Himmel tragenden Riesen gewesen sei, des Atlas, „der alle Tiefen des Meeres kennt“.[2]) Die neueren Mythenforscher haben indes diesen Gedanken völlig fallen lassen[3]). Thatsächlich fehlt jeder sichere Beweis für eine Ausdehnung des geographischen Horizonts der Blütezeit hellenischer Kultur bis zu den Inselfluren des atlantischen Ozeans. Erst im letzten vorchristlichen Jahrhundert fällt auf sie der erste Strahl heller, nüchterner, eine wissenschaftliche Prüfung vertragender Erkenntnis.

Ehe Sertorius mit den Trümmern des Marianischen Heeres die iberische Halbinsel zum Schauplatz seines Heldenkampfes wider die Sullanische Herrschaft sich erkor, winkte ihm einen Augenblick die lockende Aussicht, den Bürgerkämpfen des Weltreichs zu entrinnen —

---

[1]) Hom. Od. IV. 563—568; Hesiod, Erga 167—173; Pind. Ol. II 68 ff. (ed. Schneidewin.)

[2]) Dieser Ansicht ist Ideler (Humboldt „Ansichten der Natur“, Anm. 22), ebenso auch Bolle (Ztschr. f. allg. Erdkunde, n. F. X. 161). Über die Entwicklung der Atlassage s. A. J. Letronne, Oeuvres choisies. 2. Serie I. Paris 1883. 297 ff. „Essai sur les idées cosmographiques qui se rattachent au nom d'Atlas“. Die wichtigsten Quellen: Hom. Od. I. 52; Hesiod, Theogon. 517 ff., Aeschylos, Prom. 347 ff.

[3]) Furtwängler in Roscher's Lexikon d. griech. u. röm. Mythologie. Leipzig 1884—86 I. 704 ff. Wernicke in Pauly-Wissowa's Real-Encyklopädie II. Stuttgart 1896. 2118 ff.

nach den Inseln der Seligen.[1]) Seefahrer, die sie besucht, entwarfen von ihnen ein anziehendes Bild: 10000 Stadien von Gades und dem afrikanischen Gegengestade entfernt liegen zwei Inseln, nur durch einen schmalen Meeresarm von einander getrennt: sie heissen „die Inseln der Seligen". Nur selten und massvoll fallen dort die Niederschläge; aber fast immer wehen sanfte, erquickenden Thau spendende Winde. Das Erdreich ist nicht allein fett und zum Säen und Pflanzen vorzüglich geeignet, sondern bringt schon von selbst die wohlschmeckendsten Früchte hervor und kann auch ein müssig Volk ernähren. Dabei ist die Luft gesund, das Klima gemässigt und von plötzlichen Witterungsveränderungen verschont. Die von dem weiten Festland heranstreichenden rauhen Nord- und Ostwinde verlieren ihre Kraft, ehe sie die Inseln erreichen. Dagegen bringen die aus NW. und W. wehenden Seewinde zuweilen leichte Regenschauer mit sich. Zumeist jedoch herrscht Windstille und Himmelsklarheit, sodass weithin, bis zu den Barbaren, der feste Glaube gedrungen ist: dort seien die Elysischen Gefilde, dort der Wohnort der Seligen, den Homer besungen hat.[2]) Kein Wunder, dass dies lockende Bild, dessen friedlicher Zauber auch den Sinn des rauhen, der Bürgerkämpfe müden Helden aus dem Sabinergebirge anzog, von Neuem lebendig wurde, als nach 50 Jahren weiterer schwerer Erschütterungen des Staates Horaz diese „beata arva" im Schosse des Ozeans als letzte Zuflucht aus den zum Entscheidungskampfe reifen Bürgerkriegen pries.[3])

Wo diese von den Seefahrern geschilderten Inseln zu suchen sind, kann bei scharfer Beachtung ihrer gehaltvollen Charakteristik wohl nicht zweifelhaft sein. Mit Gosselin (a. a. O.), Barker-Webb und S. Berthelot[4]), R. Henry Major[5]), Bolle[6]) u. a. an Lanzarote und

[1]) Plut. Sert. 8.

[2]) Lelewel, Die Entdeckungen der Karthager und Griechen auf dem atlantischen Ozean, Berlin 1830, 138 und mit ihm Kretschmer (a. a. O.) schreiben, nach Florus III, 22 habe Sertorius die Inseln der Seligen thatsächlich erreicht. Die Stelle lautet: et iam Africae, iam Balearibus insulis fortunam expertus usque in Oceanum fortunatasque insulas penetravit consiliis, tandem Hispaniam armavit; sie spricht also nur von der Absicht des Sertorius, die Inseln aufzusuchen.

[3]) Hor. Epod. 16.

[4]) Barker-Webb u. S. Berthelot: Histoire naturelle des îles Canaries II, 1. Paris 1839.

[5]) The Canarian, or book of the conquest and conversion of the Canarians by Messire Jean de Béthencourt, composed by Pierre Bonthier and Jean le Verrier. Translated by Richard Henry Major. London 1872. Ihm folgt Nordenskiöld, Periplus 1898.

[6]) C. Bolle, Botanische Rückblicke auf die Inseln Lanzarote und Fuerteventura. Englers Botan. Jahrb. XVI 1893.

Fuerteventura zu denken, ist ganz unmöglich. Die weite Entfernung der Inseln vom Festland ist nicht nur durch die Stadienziffer beglaubigt, welche durch doppelte Überlieferung (bei Sallust[1]) und Plutarch) gegen Änderungsversuche geschützt ist, sondern unzweideutiger noch durch die folgerichtig durchgeführte Schilderung ihres Seeklimas. Fast Wort für Wort spricht hier gegen die genannte Gruppe. Denn gerade sie steht unverkennbar unter dem mächtigen, verhängnisvollen Einfluss des nahen Kontinents, nur 107 km trennen ihn von Fuerteventura. Am Ufersaum dieser Insel bedecken Dünenzüge weite Striche; im Innern aber treffen die sengenden Strahlen der Sonne meist auf nackten, ausgedörrten Boden, der ausser den ausdauernden Succulenten nur hie und da spärlichen Gräsern und einigen anderen genügsamen Pflanzenarten Nahrung spendet; hier entsteht im Sommer „die dürrste und trostloseste Einöde der Welt.[2])" Niederschläge bleiben oft ganz aus. Nicht selten vernichten mehrjährige Dürre, traurige Missernten die Hoffnung harter Arbeit. Für ein „müssig Volk" ist hier vollends keine Stätte.

Ein weiterer, besonders hervorstechender Zug im Klima des ganzen canarischen Archipels ist das Vorwalten stürmischer Nord- und Nordostwinde, die doch nach Plutarch jene Inseln der Seligen nicht erreichen sollten. Das ganze Jahr hindurch, auch im Winter, wehen sie mit gewaltiger Kraft, und namentlich im Sommer ist die Beständigkeit des Nordost-Passats so gross, dass er einer noch unvollkommen entwickelten Schiffahrt „wie ein unübersteigbarer Wall" jede nordostwärts strebende Verbindung verwehrt.[3]) Dies Naturbild hat zu feste, unabänderliche Züge, als dass man geneigt sein sollte, mit Bolle aus den mageren Aufzeichnungen der Kapläne Béthencourt's[4]) einen Anhalt für die Vermutung zu entnehmen, dass in früheren Zeiten die Vegetationsverhältnisse dieser Inseln ganz andere, bessere gewesen seien. Ein Eden wird man auch damals nicht auf ihnen gefunden haben.

[1]) Sallust fragm. hist. I., 61: . . . cuius duas insulas propinquas inter se et X milia staduum a Gadibus sitas constabat suopte ingenio alimenta mortalibus gignere.

[2]) Simony beobachtete im südl. Teil von Lanzarote noch Anfang Oktober wiederholt Temperaturen von 50—60° C. über dem nackten Lavaboden. (Simony, Über eine Reihe photograph. Aufnahmen aus den Canarischen Inseln. Photographische Rundschau 1892, Heft 2—4.)

[3]) Leop. v. Buch, Physikalische Beschreibung der Canarischen Inseln. Berlin 1825. (Ges. Schriften, hera. v. Ewald, Roth und Dames, II Berlin 1877. 287/288.) v. Buch erfuhr diese Wirkung des Passates auch selbst, als der Kapitän seines Schiffes Lanzarote auf der Ostseite umfahren und dann den Kurs nordwärts fortsetzen wollte. „Das glückte aber sehr wenig."

[4]) Des mittelalterlichen Eroberers der Canaren. Über seine Familie, Leben und Thaten, aber auch über die lange verdunkelten Leistungen seines Gefährten Gadifer's de la Salle, s. P. Margry: La conquête et les conquérants des Iles Canaries. Paris 1896.

Viel besser passt die von den lusitanischen Seeleuten gegebene Schilderung auf ein anderes Inselpaar jenseits der Säulen des Hercules, auf Madeira und Porto Santo. Beide Eilande sind nur durch eine verhältnismässig schmale Strasse von einander geschieden, aber eine weite Meeresfläche trennt sie von den Küsten des europäischen und afrikanischen Kontinents. Zwar beträgt diese Entfernung nur etwa 1150, nicht 1775 km: doch eine solche Überschätzung ist für die Seefahrer des Altertums, denen kein Log zur Ermittelung des durchmessenen Raumes zu Gebote stand, durchaus nicht überraschend.

Vor allen Dingen trifft jedoch für diese Inseln die klimatische Beschreibung zu. Sie kennen keinen Winter, keinen überheissen Sommer, sondern haben das bei Plutarch bezeugte gleichmässig freundliche und gesunde Klima, dessen maritimer Charakter in der geringen jährlichen Wärmeschwankung zum Ausdruck kommt.[1]) Den ganzen Sommer hindurch wölbt sich der Himmel fast täglich in ungetrübtem Blau[2]) über den glücklichen Eilanden, und nur mässig fallen wirkliche Regenschauer.[3]) Zwar fehlen auch auf Madeira nördliche Winde nicht, aber sie walten nicht vor, wie auf Lanzarote und Fuerteventura, sondern treten in jeder Jahreszeit weit hinter den herrschenden West- und Südwest-Winden zurück.[4])

---

[1]) Nach Hann (Zeitschr. d. österr. Ges. f. Meteorologie VI Wien 1871. 346) ist für Funchal die Jahrestemperatur = 18,8°: wärmster Monat Juli 22,6°, kältester: Februar, März: 16,0°.

[2]) Nach Hann a. a. O. 409: Bewölkung (0—10) Max.: December 5,4; Min.: August 3,3 (Juni 4,8 Juli 4,5; Sept.: 4,0; Okt.: 3,9).

[3]) Nach Hann a. a. O. 409: Max.: Januar 160,9 mm; Min.: Juli 1,8 mm. (August 7,2; Juni 16,4).

[4]) Den Unterschied der Windverhältnisse beider Gruppen zeigen die von Hann (a. a. O. 412 und Met. Zeitschr. IV. 1887, 178) entnommenen und gleichmässig auf Prozentanteile der einzelnen Winde an den gesamten beobachteten Luftbewegungen reducierten Tabellen.

	Funchal.					Laguna de Teneriffa.				
	Winter	Frühling	Sommer	Herbst	Jahr	Winter	Frühling	Sommer	Herbst	Jahr
NW	4	2	0	2	2	14	5	22	14	16
N	6	3	1	4	4	37	45	58	40	45
NO	8	6	1	8	6	6	7	4	8	6
O	13	5	1	6	6	8	5	2	7	6
SO	14	10	4	8	9	12	5	2	8	7
S	4	9	6	7	6	19	14	7	15	14
SW	25	48	79	48	50	2	4	2	4	3
W	26	17	8	17	17	2	2	3	4	3

Und was schliesslich die Fruchtbarkeit des Bodens anlangt, so muss die Insel, „mit ihrer überall üppigen Vegetation, mit ihrer Wasserfülle auf jeden für Naturschönheiten empfänglichen Besucher einen unvergesslichen Eindruck machen“.[1])

Auf diese reizvolle Inselflur übertrug also das Zeitalter des Sertorius den Namen der „Inseln der Seligen“. Aber nur kurze Zeit verstrich, so wanderte er weiter auf die wenig später, schon vor Beginn der christlichen Zeitrechnung entschleierte Gruppe der Canaren.

Die Hauptquelle für ihre Entdeckung und die ersten Berichte über ihre Natur ist der ältere Plinius. Seine Darstellung (n. h. VI. 201—205), welche die feste Grundlage für die Verwertung aller anderen minder ergiebigen oder beim Wandern von Hand zu Hand verschlechterten Angaben der Alten bildet, lautet wie folgt:

„Nec Mauretaniae insularum certior fama est. paucas modo constat esse ex adverso Autololum a Iuba repertas, in quibus Gaetulicam purpuram tinguere instituerat. sunt qui ultra eas Fortunatas putant esse quasdamque alias, quarum numero idem Sebosus etiam spatia complexus Iunoniam abesse a Gadibus DCCL m. p. tradit. ab ea tantundem ad occasum versus Pluvialiam Caprariamque; in Pluvialia non esse aquam nisi ex imbribus. ab iis CCL m. p. Fortunatas contra laevam Mauretaniae in VIII. horam solis, vocari Invallem convexitate et Planasiam a specie, Invallis circuitu CCC m. p., arborum ibi proceritatem ad CXIIII pedes adolescere. Iuba de Fortunatis ita inquisivit: sub meridie quoque positas esse prope occasum, a Purpurariis DCXXV m. p. sic ut CCL supra occasum navigetur, dein per CCCLXXV m. p. ortus petatur. primam vocari Ombrion nullis aedificiorum vestigiis, habere in montibus stagnum, arbores similes ferulae, ex quibus aqua exprimatur, e nigris amara, ex candidioribus potui iucunda. alteram insulam Iunoniam appellari, in ea aediculam esse tantum lapide exstructam. ab ea in vicino eodem nomine minorem, deinde Caprariam lacertis grandibus refertam. in conspectu earum esse Ninguariam, quae hoc nomen acceperit a perpetua nive, nebulosam. proxumam ei Canariam, multitudine canum ingentis magnitudinis, ex quibus perducti sunt Iubae duo. adparent vestigia aedificiorum. cum omnes autem copia pomorum et avium omnis generis abundent, hanc et palmetis caryotas ferentibus ac nuce pinea abundare. esse copiam et mellis, papyrum quoque et siluros in amnibus gigni, infestari eas beluis quae expellantur adsidue putrescentibus.“

Zum Glück trennt Plinius die beiden Autoren, aus denen er schöpft, vollkommen deutlich: es sind Statius Sebosus und Juba II von Mauretanien.[2])

[1]) Fritsch, Reisebilder von den Canarischen Inseln. Pet. Mitt. Erg. 22; 1867 pag. 3.

[2]) Über Jubas Leben s. L. Müller, Numismatique de l'ancienne Afrique III. Copenhagen 1862, 103 ff. A. Görlitz: Juba II. regis Mauretaniae vita et Fragmentorum pars I. Diss. Breslau 1848.

Unter den Werken des „Gelehrten auf dem Königsthrone“[1]) (25 a. Chr. — 23 p. Chr.) wären seine Libyca wohl am meisten dauernder Erhaltung wert gewesen. Mochte auch in ihnen oft die eifrige kompilatorische Arbeit zum Worte kommen, in der Boissier[2]) und Münzer[3]) die Hauptleistung dieses griechisch schriftstellernden Berberfürsten sahen, so fehlten darin doch keineswegs Eindrücke eigener Beobachtung und Ergebnisse von Forschungsreisen, die auf seine Anregung und seinen Befehl hin unternommen wurden. Mindestens eine darunter war nach den Inseln des atlantischen Meeres gerichtet, nach den „Purpurarien“ und den „Fortunaten“.

Nur eine der Inseln tritt in des Plinius' Auszug aus Jubas Bericht in griechischem Namensgewande uns entgegen; sonst überwiegen lateinisch ausgeprägte Namen, die darauf hindeuten, dass schon vor Juba die Inseln in den Horizont der römischen Weltkunde getreten und durch bestimmte, von Juba in der Regel festgehaltene Namen unterschieden waren. Juba wird auch durchaus nicht als der Entdecker des Archipels bezeichnet: er ist nur der Urheber des ersten Unternehmens zur näheren Untersuchung und zur Ausbeutung der ozeanischen Inseln gewesen, nur als von ihm „wiedergefunden“ (repertae) konnten die Inseln vor Mauretaniens Ufer gelten, die er zum Sitze einer Purpurfärberei machte.

Der Versuch, diese Purpurinseln wiederzuerkennen, kann sich nun zunächst an das Erzeugnis halten, das ihnen für die antike Kulturwelt eine bescheidene Bedeutung gab. Bolle[4]) erklärt mit grosser Zuversicht, der den gaetulischen Purpur liefernde Farbstoff könne nur von der Orseilleflechte (Roccella tinctoria) gewonnen worden sein, welche noch heut eine Erwerbsquelle von Lanzarote, Fuerteventura und den Isletas bilde. Augenscheinlich führt diese Überzeugung ihn dazu, mit Gosselin (a. a. O.), G. Glas[5]), Berthelot und Barker-Webb, Kampf[6]) u. a. m. die oben genannten Inseln für die Purpurarien zu halten. Die Berechtigung dazu ist mehr als zweifelhaft. Allerdings kann als erwiesen gelten, dass schon das Altertum zwei Hauptarten der Färberei kannte: die Konchylien- oder eigentlich Purpurfärberei und

[1]) Plut. Sert. 9 nennt ihn ὁ πάντων ἱστορικώτατος βασιλέων; Plin. V, 16 studiorum claritate memorabilior etiam quam regno.

[2]) L'Afrique romaine — 27.

[3]) Beiträge zur Quellenkritik der Naturgeschichte des Plinius. Berlin 1897 411 ff.

[4]) Zeitschr. f. allg. Erdk. n. F. X 1861, 163.

[5]) Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Canarischen Inseln. Leipzig 1777.

[6]) Die Erwerbsquellen auf den Canarischen Inseln und ihre Wandlungen. Bonn 1894.

die Herbarienfärberei, welche letztere namentlich in Gallien zu Hause war.[1]) Mit anderen Worten: die Gewinnung eines purpurähnlichen Saftes aus vegetabilischen Substanzen war den Alten unzweifelhaft bekannt. Nach Kampf (a. a. O. 33—35) ist auch durch Angabe bei vielen alten Autoren erwiesen, dass schon die Griechen die Orseilleflechte zum Rotfärben der Wolle verwandten. Es ist ferner sicher, dass die Ausfuhr dieser Pflanze, welche unter dem Einfluss des Salzstaubes und der Feuchtigkeit des Meeres auf den nackten Felsen bis 300 m über dem höchsten Wasserstande gedeiht, von den östlichen Canaren aus bis an die Wende des neunzehnten Jahrhunderts so lebhaft und so erfolgreich betrieben wurde, dass sie sogar eine Zeit lang von den Herren des Archipels zum Regal erhoben wurde. Aber für den vorliegenden Fall ist die Vorfrage nicht zu umgehen: wurde denn der Gaetulische Purpur der Alten überhaupt aus vegetabilischen Stoffen verfertigt? Zwei römische Schriftsteller des ersten Jahrhunderts, Pomponius Mela, der an der Strasse von Gibraltar seine Heimat hatte und über die Küsten des gegenüberliegenden Mauretanien und seiner Nachbarschaft sehr wohl unterrichtet war, und Plinius selbst geben unzweideutige Antwort auf diese Frage. Mela III, 104 versichert: Nigritarum Gaetulorumque passim vagantium ne litora quidem infecunda sunt, purpura et murice efficacissimis ad tinguendum, et ubique quae tinxere clarissima; und Plinius V, 12 (vgl. auch IX, 127): ebori citro silvae exquiruntur, omnes scopuli Gaetuli muricibus purpuris. Somit hängt die Entscheidung über die Ursprungsart des gaetulischen Purpurs garnicht von der Verbreitung der Orseilleflechte ab — die übrigens auch auf Madeira nicht fehlt — sondern von der Verbreitung der den Purpur liefernden Seemuscheln. Nach Schmidt (a. a. O. 99) und Lacaze-Duthiers[2]) hat es die Kochylienfärberei mit zwei Arten von Schaltieren zu thun, mit den Gattungen Purpura und Murex. Unter ihnen zeichnet sich wiederum in hervorragendem Grade die Purpura haemastoma aus, da sie eine unvergängliche Farbe liefert und infolgedessen in der Färberei eine besonders grosse Rolle spielte. Gerade diese Muschel wird nach einer wertvollen Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Kobelt, welche durch die gütige Vermittlung des Herrn Prof. Dr. Kükenthal mir erreichbar wurde, an den Küsten Madeiras sehr häufig angetroffen;[3]) freilich ist sie nicht auf diese Gegend beschränkt,

[1]) Vgl. dazu W. Ad. Schmidt, Die Purpurfärberei und der Purpurhandel im Altertum (Forsch. auf d. Gebiet d. Altert. I. Berlin 1842. 99 ff.)

[2]) Mémoire sur la pourpre (Annales des sciences naturelles 4. série. Zoologie XII. Paris 1859).

[3]) Ihr Vorkommen bezeugt schon Bowdich, Excursions dans les isles de Madère et de Porto Santo. Paris 1826. 376.

sondern kommt, ebenso wie die für die Purpurfärbei wichtigen Murex-Arten (M. trunculus, M. brandaris etc.), auch an den Küsten der Canaren vor.[1])

Kann demnach auch aus der Verbreitung der Purpurschnecken keine unzweideutige Entscheidung über die Lage der Purpurinseln Jubas hergeleitet werden, so bleibt man für deren Bestimmung durchaus auf die geographischen Angaben des Plinius angewiesen. Sie bieten zum Glück einen sehr klaren und bestimmten Anhaltspunkt für die Entscheidung. Die von Juba wiedergefundenen Inseln lagen „ex adverso Autololum". Wo wohnte dieser Stamm? Auch hierfür bleibt uns der Autor (V, 5 und 17) die Antwort nicht schuldig. Die Autololer lebten in Mauretania Tingitana nördlich des Atlas, auf dem Wege von der mauretanischen Küstenstadt Lixus nach diesem Gebirge.

Lagen nun die Purpurarien dem Stamme der Autololer gegenüber, so musste auch ihre geographische Breite eine höhere sein, als die des Atlas. Das spricht deutlich gegen die Ostgruppe der Canaren und für die Madeiragruppe.[2])

Von Madeira aus unternahm also die Expedition Jubas ihre Fahrt nach den 625 Milien entfernt liegenden Fortunaten und zwar „sic ut CCL supra occasum navigetur, dein per CCCLXXV m. p. ortus petatur".

Diese Stelle hat den Erklärern viel Not gemacht. Besonders rätselhaft war sie den Vertretern der Ansicht, unter den Purpurarien seien Lanzarote und Fuerteventura zu verstehen. Gosselin kam auf den verzweifelten Gedanken, in dem „ganz verworrenen" Bericht Jubas seien zwei verschiedene Itinerare durch einander gemengt, von denen das eine die Entfernung in der Luftlinie (250 m. p.), das zweite diejenige von Insel zu Insel (375 m. p.) angäbe. Berthelot und Barker-Webb setzen die Ziffer CCCLXXV m. p. auf LXXV m. p. herab und meinen, die Expedition sei von Lanzarote aus zunächst 250 Milien nach Westen, bis Palma, gefahren und dann 75 Milien nach Osten, nach Teneriffa und Gran Canaria. Beide Erklärungsversuche müssen

[1]) Barker-Webb und Berthelot; Histoire naturelle des îles Canaries II, 2 Paris 1836—44. 91 ff. Mir selbst lag nur der erste Teil des 2. Bandes dieses für die Kenntnis der Canaren grundlegenden Werkes vor. Die den anderen Bänden entnommenen Notizen verdanke ich Herrn Privatdozenten Dr. R. Leonhard, dem ich auch an dieser Stelle wärmsten Dank ausspreche für die opferbereite Güte, mit der er bei einem Aufenthalt in Berlin sich die Zeit abmüssigte, das Exemplar der dortigen Bibliothek für meine Zwecke durchzusehen.

[2]) In gleichem Sinne entschied sich schon Mannert und neuerdings Kretschmer, auch H. Kiepert 1878 in seinem Lehrbuch. Aber die jüngsten Auflagen seines Atlas antiquus bezeichnen Lanzarote und Fuerteventura als die Purpurinseln. Sieglin vermeidet den Namen.

erst die Grundlage der Überlieferung umgestalten, und auch dann erzielt das Spiel, das sie mit deren Trümmern treiben, kein irgend ansprechendes Ergebnis.

Kehren wir auf den Boden des feststehenden Plinius-Textes zurück! Der Autor sagt, die Fortunaten lägen sub meridie prope occasum. Wenn diese Richtungsangabe auch zunächst nur auf die Säulen des Hercules bezogen sein mag, so musste doch, wie schon Mannert richtig erkannte, auch von den Purpur-Inseln ein vorwiegend südlicher Kurs eingehalten werden, und die anderen angegebenen Richtungen können nur Abweichungen von der Hauptrichtung sein. Die Leute Jubas sind, da sie von der Lage des ihnen gewiesenen Zieles, der südlicheren Inselgruppe, keine genaue Kenntnis, nur eine unsichere Vorstellung hatten, zuerst mit Wind und Strömung mehr westlich gefahren; dann erst, als die ergebnislose Fahrt in die Meeresweite ihnen bedenklich wurde, wendeten sie östlich, um in geringerer Entfernung vom Festland ihr Ziel zu suchen. Für solch eine tastende Forschungs-Expedition ist ein derartig von der graden Linie abweichender Zickzackkurs durchaus verständlich. Man vergleiche nur einmal die Bahn, welche in unseren Tagen die Valdivia auf der Suche nach den Bouvet-Inseln beschrieb! Eine Segelanweisung für die Nachfolger stellt dieser Kurs freilich nicht dar, und wenn Plinius in diesem Sinne den ihm vorliegenden Reisebericht für verwertbar hielt — ut navigetur! —, beging er eine Gedankenlosigkeit.

Mit dieser einleuchtenden, den Worten der Überlieferung treuen Deutung des Berichts über die Fahrt der Leute Jubas fällt auch jeder Anlass weg, über die Länge, zu der für sie die Fahrt von Madeira nach den Canaren sich ausdehnte, sich zu wundern. Immerhin sind die bei Plinius mitgeteilten Ziffern von Interesse. Der durch die Milien-Angaben ($250 + 375 = 625$) erweckte Schein der speziellen Genauigkeit schwindet, sowie wir die in Jubas griechischem Text dafür gebrauchten Stadienmasse ($2000 + 3000 = 5000$) einsetzen. Es waren, wie beim Mangel des Logs für die alten Seefahrer selbstverständlich ist, rohe, runde Schätzungen der Tagfahrten. Wahrscheinlich wurde eine 24stündige Fahrt auf 1000 Stadien gerechnet.[1]) Damit schrumpfen diese Massangaben auf die wenig besagende, an sich ganz

[1]) Herodot IV 86 rechnet an einem langen Tage auf die Tagfahrt 700, auf die Nachtfahrt 600 Stadien, Skylax 69 und Theophilos (bei Ptol. 1,9) auf die 24stündige Fahrt 1000, Markianos Herakleota, Geogr. Gr. min. ed. C. Müller I, p. 568, je nach den Verhältnissen 500—900, Marinos 500 bis 1000. „Man sieht hieraus, dass man als Mittelzahl für eine Tag- und Nachtfahrt von 24 Stunden 1000 Stadien anzunehmen hat.“ (Forbiger, Handbuch der alten Geographie I. Leipzig 1842. 550/551.)

glaubliche Thatsache zusammen, dass Jubas Leute zwei Tage lang mehr nach Westen hielten und dann drei Tage brauchten, um wieder soweit ostwärts zu kommen, dass sie eine der Canaren erreichten.

Wenden wir uns nunmehr zu dem Versuch, die von Plinius und anderen Autoren namentlich aufgezählten Inseln auf die einzelnen Glieder des Archipels zu verteilen, so gestaltet sich diese Aufgabe schwierig, weil die Gesamtzahl der modernen Inseln grösser ist, als die in den Quellen erwähnte, dann aber auch weil die Namen bei den verschiedenen Schriftstellern nicht ganz übereinstimmen. Als Führer ist der Autor zu betrachten, von dem der inhaltreichste Bericht vorliegt: Juba. An ihn hat sich die Erklärung in erster Linie zu halten.

Sechs Inseln werden von Juba angeführt, nämlich Ombrios, Junonia, eine kleine Insel gleichen Namens, Capraria, Ninguaria und Canaria. Die beigegebene Charakteristik ist zwar nur kurz, genügt aber doch, uns einen Faden zur Auffindung des richtigen Weges in die Hand zu geben. Für das Wiedererkennen der ersten Insel, auf welche Jubas Expedition stiess, ist in erster Linie wichtig ihr Name. Seine griechische Fassung „Ombrios", d. h. Regen-Insel, legte die Annahme besonderen Regenreichtums nahe. Kein Wunder, dass deshalb viele Erklärer an eine möglichst weit westwärts in freie ozeanische Lage und ein feuchteres Klima vorgerückte Insel, an Palma oder Ferro dachten. Aber die Voraussetzung für diese Entscheidung war irrig. Denn Statius Sebosus sagt offenbar von derselben Insel ausdrücklich, „sie hätte kein anderes Wasser als Regenwasser". Und die Richtigkeit dieser Versicherung verbürgt die von ihm gebotene, offenbar ältere und echte lateinische Namensform Pluvialia. Das ist nicht etwa, wie die unvorsichtige griechische Übersetzung Jubas (ὄμβριος) annahm, gleich pluvia oder pluvialis oder pluviosa, sondern hier liegt ein Derivativum zweiter Potenz vor, abgeleitet von pluvialis (scil. aqua).[1] Pluvialia heisst die Regenwasser-Insel — gewiss ein eindrucksvoller Name im Munde der Entdecker, die nach mehrtägiger Fahrt auf hoher See beim Anblick des ersten Inselandes auf einen frischen Trunk aus lebendigem Quell sich vergebens gefreut hatten!

Aus dieser grossen, von Sebosus bestimmt bezeugten Wasserarmut geht mit Sicherheit hervor, dass die Insel in der noch von Wüstenluft erreichten und durch ausserordentliche Trockenheit charakterisierten Ostgruppe des Archipels (Lanzarote und Fuerteventura) zu suchen ist. Mit einiger Enttäuschung mögen auch Jubas Leute die erste Insel,

[1]) Der Gegensatz fontana (scil. aqua) ist schon im Spätlatein, nicht erst im Italienischen, als Substantiv nachweisbar.

an der sie landeten, trotz ihrer Grösse nicht nur unbewohnt, sondern selbst ohne Spuren früherer Besiedelung gefunden haben. Überraschend war ihnen nach langem Wandern über dürre Lavafelder eine Wasseransammlung auf einer Anhöhe, die sie daher in ihrem Reisebericht ausdrücklich hervorhoben. Die Erwähnung dieses „stagnum in montibus" weist speziell auf Lanzarote hin, wo nach Simony in der Höhe von 316—366 m an geschützten Stellen einzelne kleine Ansammlungen süssen Wassers sich befinden, welche selbst während anhaltender Dürre nicht versiegen.[1])

Mit der ausserordentlichen Trockenheit der Insel stand ihr Pflanzenkleid in vollem Einklang. Zwei Arten von Gewächsen traten in der Physiognomie des Landes auffallend hervor, die erwähnten „arbores similes ferulae, ex quibus aqua exprimatur, e nigris amara, ex candidioribus potui iucunda".

Von der „Ferula", mit der die fremdartigen, durch ihre saftreiche Rinde auffallenden Pflanzen von den mauretanischen Seeleuten verglichen wurden, entwirft Plinius (XIII 122) ein zwar unvollkommenes, aber doch so verständliches Bild, dass die heutige Anwendung dieses Pflanzennamens in der Botanik als berechtigt erscheint. Die Ferula ist eine Umbellifere, der wir allerdings heute keine auffallende Ähnlichkeit mit den hier gemeinten Euphorbiaceen nachsagen würden, die aber mit ihnen doch einige Eigenschaften gemein hat: die feste, saftreiche äussere Rinde des Stengels, das weichere Innere, die gelbe Farbe der Blütenstände, den von Mannshöhe nicht weit verschiedenen Wuchs. Dass aber die von den Leuten Jubas beschriebenen Pflanzen der Canaren zwei Euphorbiaceen waren, ist zweifellos. Schon Leopold v. Buch hat in seiner trefflichen Untersuchung, auf Grund deren auch er zu dem Resultat kommt, Ombrios sei gleich Lanzarote zu setzen, die in Frage kommenden Arten dieser Gattung herausgefunden. Er

[1]) Die Canarischen Inseln, insbesondere Lanzarote und die Isletas (Schriften d. Vereins z. Verbreitung naturwissenschaftl. Kenntnisse, Wien XXXII, 1892 343). Die Nordwest- und Westabhänge des Kraters der Montaña de Tinasoria enthalten in 343 und 316 m Seehöhe „zwei kleine Wasseransammlungen, welche ihre Stabilität ausschliesslich der Bodenfeuchtigkeit verdanken, wie sie durch die den Vulkan sehr häufig streifenden Wolken bedingt wird. Die grössere der beiden »Quellen« füllt ein metertiefes Reservoir von 1,3 m Breite . . . mit gelblichem, aber geschmackfreiem Wasser und versiegt nicht einmal bei mehrmonatlicher Dürre, obwohl die Landleute der Umgebung täglich aus dieser »Fuente« Wasser schöpfen". Ebenso befinden sich nach Simony am Westabhang der Montaña de Minadero sowie an dem sich steil zur Montaña Peguena emporziehenden Gehänge des Thales de Temisa zwei derartige Wasseransammlungen, die Fuente de la Higuera (366 m) und die Madre del Agua (353 m).

erinnert an den Cardon (Euphorbia Canariensis), der durch seine erstaunliche Grösse und seine bizarren Formen dem ganzen Archipel einen wesentlichen Charakterzug aufprägt, an jenes „vegetabilische Ungeheuer, dessen armesdicke, vier- bis fünfkantige blattlose Säulen aus einer Wurzel in dichter Masse emporstarren“.[1]) Rinde und Mark dieser riesenhaften Wolfsmilch strotzt derartig von brennend ätzendem, bei den Eingeborenen als gefährliches Gift gefürchtetem Milchsaft, dass derselbe auch bei nur leiser Verletzung in weitem Bogen hervorspritzt. Und das Gegenstück dazu liefert die strauchartige, aus der Ferne den Wachholderbüschen unserer nordischen Flora gleichende Euphorbia balsamifera, welche „in ihrem giftigen Geschlecht als Ausnahme dasteht durch völlig geschmacklosen und milden Milchsaft“, der ihr zu ihrem zweiten Namen, Tabayba dulce, verholfen hat. Sowohl L. v. Buch wie Bolle berichten, dass gerade die zuletzt genannte, in ihrer Verbreitung wegen ihres grossen Wärmebedürfnisses beschränktere Succulente hauptsächlich auf der Ostgruppe der Canaren vorkommt und dass sie nirgends häufiger zu finden ist als auf dem Südwest-Teil von Lanzarote, während der Cardon in der Nachbarschaft des Meeres nie fehlt.[2])

Lanzarote war also die erste Insel, auf welche die Leute Jubas in der Canarengruppe stiessen. Enttäuscht von der traurigen Einöde mögen sie nach oberflächlicher Erforschung des Innern den Lauf ihrer Schiffe weiter gelenkt haben, um glücklichere, des Namens der „Fortunaten“ würdigere Gegenden aufzusuchen. Die weitere Fahrt berührte zunächst flüchtig, ohne längeres Verweilen, zwei Inseln Namens Junonia. Sie sind in der Nähe Lanzarotes zu suchen, ob aber in den

[1]) H. Christ: Vegetation und Flora der Canarischen Inseln (Engler's Botan. Jahrb. VI, Leipzig 1885, 458—526).

[2]) Kurz hingewiesen werden möge hier auf eine Stelle Mela's III, 102: contra Fortunatae insulae abundant sua sponte genitis, et subinde aliis super alios innascentibus nihil sollicitos alunt, beatius quam aliae urbes excultae. Una singulari duorum fontium ingenio maxime insignis: alterum qui gustavere risu solvuntur in mortem; ita adfectis remedium est ex altero bibere. L. v. Buch will in diesen Quellen den Milchsaft der oben geschilderten Euphorbiaceen erblicken — doch ist diese Ansicht wohl zu gewagt, da die Lesart „fontium“ feststeht. Der vordere Satz hat einen nicht ganz sicheren Text. Mindestens dürfte statt „alios“ nach Vossius, Gronow, Tzschucke „aliis“ zu setzen sein; aber auch der Vorschlag Schott's, „aliae“ in „alios“ zu ändern, verdient erneute Beachtung. Vielleicht ist eine Randverbesserung „alios“ an falscher Stelle in den Text geraten. Offenbar geht Mela's Darstellung auf eine ganz andere, das Idealbild der „Glücklichen Inseln“ ausmalende Quelle zurück.

nördlicheren Isletas oder in den Inselchen der Bocaïna, des Sundes zwischen Lanzarote und Fuerteventura, ist aus Jubas Bericht nicht zu ersehen.

Bessere Anhaltspunkte liegen für die Auffindung der vierten Insel Capraria vor. Allerdings führt gerade der von Juba in den Vordergrund gestellte Hinweis auf ihren Reichtum an besonders grossen Eidechsen (lacertis grandibus referta) zu keinem sicheren Ziel. Zwar erfahren wir aus dem Berichte der Kapläne Béthencourt's,[1]) dass sich auf Ferro eine grosse Menge von Eidechsen, „gross wie Katzen", befunden hätte, und ebenso berichtet Simony, er habe selbst sowohl auf Gran Canaria wie auf Ferro 50—70 cm lange Arten gesehen[2]): aber solche Riesenexemplare scheinen doch recht selten aufzufinden und in ihrer Verbreitung gegen früher ganz erheblich zurückgegangen zu sein. Nichts steht daher der Annahme im Wege, dass zu Juba's Zeit diese durch aussergewöhnliche Grösse sich auszeichnende Reptilienart auch auf anderen Teilen des Archipels vorgekommen ist. Erwähnt wurde sie in dem Bericht der mauretanischen Seefahrer nur bei der ersten Insel ihres Kurses, auf der solche grosse Lazerten die Aufmerksamkeit erregten. Welches Eiland das jedoch gewesen ist, muss erst durch andere Merkmale entschieden werden. Besonders auffällig war den Entdeckern an derselben Insel ihr Reichtum an Ziegen; danach wurde sie benannt. Nun stimmen alle Berichte, sowohl die des Mittelalters als die der neueren Zeit darin überein, dass das wilde Vorkommen der Ziegen im canarischen Archipel nirgends so bedeutend ist wie auf Fuerteventura. Noch heut ist die Hauptnutzung Handia's, der südwestlichen Halbinsel Fuerteventura's, die Jagd wilder Ziegen, die hier den Namen „guanil" führen. „Auf den spärlich bewachsenen Höhen sind sie ganz sich selbst überlassen und fliehen den Menschen wie unser Wild."[3])

Der Name der Insel würde demnach recht wohl auf Fuerteventura passen. Mit Bestimmtheit aber führt gerade auf diese Insel die enge Verbindung, in welche Sebosus Capraria mit Pluvialia (Lanzarote) bringt.

[1]) Urtext bei Margry a. a. O., englische Übersetzung bei Major a. a. O. 124.

[2]) Schr. d. Ver. z. Verbr. naturw. Kenntn. Wien, XXXII 397 Anm. 54. Simony identifiziert deshalb Capraria mit Gran Canaria. Die von Simony gesammelten Reptilien der Canaren behandelt F. Steindachner: Über die Reptilien und Batrachier der westlichen und östlichen Gruppe der Canarischen Inseln. (Annalen des k. k. naturhistor. Hofmuseums, VI 297.)

[3]) Bericht der Kapläne Béthencourt's (bei Major a. a. O. 136); Francis Coleman Mac-Gregor, Die Canarischen Inseln nach ihrem gegenwärtigen Zustande dargestellt. Hannover 1831, 162/163; Fritsch a. a. O. 30; Bolle, Zeitschr. f. allg. Erdkunde X, 14; Kampf a. a. O. 27.

Beide (Pluvialia Caprariaque) bilden bei ihm eine besondere Gruppe, die für einen von Gades ausgegangenen Seefahrer früher erreicht wird als die noch 250 m. p. (2000 Stadien, 2 Tagfahrten) weiter entfernt liegende Gruppe der eigentlichen Fortunaten. Diese überraschend scharfe Absonderung der dem Wüstencharakter des Festlandes näher stehenden Ostgruppe bei Sebosus schärft auch das Auge des Erklärers für den Bericht Juba's. Hier ist eine gleich entschiedene Trennung nicht geradezu ausgesprochen. Aber sie wird auch bei ihm fühlbar. Auch sein Ausdruck fasst die bis Capraria genannten Inseln in eine Gruppe (earum) zusammen und bestimmt das entferntere Verhältnis dieser Gruppe zu der weit in der Ferne winkenden Hauptinsel des westlichen Inselschwarmes: „in conspectu earum est Ninguaria" — „im Horizont dieser Inseln liegt die Schneefall-Insel".

In der That konnten Juba's Leute schon von den beiden Hauptinseln der Ostgruppe aus den bisweilen mit einem Schneediadem sich schmückenden Pic de Teyde über der westlichen Meereswölbung aufragen sehen. Die in älterer Zeit bisweilen geäusserten Zweifel, ob der Pic (3718 m) so weit sichtbar sei, sind nicht nur durch die einfache Berechnung seiner Aussichtsweite ($a = 3827\ \sqrt{3718} = 233{,}3$ km), sondern durch die Erfahrung der Reisenden widerlegt. Von Lanzarote aus sahen ihn ganz klar schon Don Manuel Bazuti[1]) und von den Neueren Hartung, von Handia (auf Fuerteventura) Bolle; selbst für die Bocaïna-Strasse zwischen beiden Inseln ist seine Sichtbarkeit bezeugt, natürlich nur bei besonders klarem Wetter.[2])

Andererseits ist aber auch ganz unzweifelhaft unter der Insel Ninguaria, welche im Gesichtskreise der Ostgruppe der Canaren liegen soll, einzig und allein Teneriffa zu verstehen. Das die Benennung erklärende „nive perpetua" ist allerdings nicht streng richtig: denn „ewigen" Schnee kennen auch die Abhänge des Pic de Teyde nicht. Aber die untere Grenze der Schneefelder reicht an ihnen doch oft noch im Juni bis 3000 m hinab, während auf Canaria und höchstens noch auf Palma nur aussergewöhnlich strenge Winter Schnee bringen, der dann auch bald wieder verschwindet.[3]) Eine genauere Betrachtung

---

[1]) A. v. Humboldt, Reise in die Äquinoktial-Gegenden des neuen Kontinents. In deutscher Bearbeitung von Hauff. Stuttgart I. 49.

[2]) C. P. de Kerhallet and A. Le Gras: Madeira, the Salvages and the Canary Islands. Translated from the french by George M. Totten. Washington 1874; 34.

[3]) Am Tage der Ankunft L. v. Buchs auf Teneriffa (5. Mai) lag der Schnee noch fast bis zu den Wäldern hinab (a. a. O. 239). Biermann (Met. Zeitschr. IV 1887, 1) fand sogar im Juli noch einzelne Schneeflecken, und am 16. und 17. Septbr. fiel schon wieder frischer Schnee.

des Wortes Ninguaria, das doch augenscheinlich von ninguere (ningere) „schneien“ und nicht von nix „Schnee“ hergeleitet ist, führt übrigens darauf hin, dass die Entdecker selbst von der Küste aus das schnelle Herabrücken der Schneegrenze durch einen Schneefall in den oberen Regionen des Pic beobachtet haben mögen. Oder sollten auch sie Opfer jener Täuschung geworden sein, welcher, wie Humboldt versichert, die meisten Reisenden verfallen, die den Vulkankegel zum ersten Male sehen und den mit den dunklen Lavafeldern scharf kontrastierenden Bimsstein für frisch gefallenen Schnee halten?[1])

Nicht minder als das Vorkommen des Schnees ist für Teneriffa bezeichnend das zweite Epitheton zu Ninguaria: nebulosa. Es erinnert an jenes segenspendende Wolkengewand, welches einen grossen Teil des Jahres den Pic umhüllt, sodass man ihn zuweilen auf der Reede von Santa Cruz mehrere Wochen lang nicht ein einziges Mal zu Gesicht bekommt[2]) — an jenen Wolkengürtel, „ohne den eine canarische Baumflora und eine Kultur des Bodens unmöglich wäre, da ihm allein jeder Tropfen Wassers verdankt wird“ (Christ). Auch er ist eine von Teneriffa untrennbare Erscheinung. —

Die letzte von den mauretanischen Seefahrern erreichte Insel war Canaria. In ihrer Vegetation traten besonders Dattelpalmen und eine Fichtenart hervor, welche auf den andern Inseln nicht so häufig gewesen zu sein scheinen. Noch heut giebt es eine Insel in der Canarengruppe, welche durch das Hervortreten ihrer stolzen Palmen ein ihr eigentümliches Gepräge erhält: Gran Canaria. Hier ist die Dattelpalme der auffallendste Baum;[3]) das ganze Landschaftsbild gewinnt durch sie ein anderes Aussehen, sodass v. Buch (a. a. O. 247) bei der Schilderung seines Besuchs auf dieser Insel voll Staunen ausruft: „Es war Teneriffa nicht mehr. Überall traten uns Anblicke von Afrika und vom Morgenlande entgegen. Die Dörfer waren von Palmen umgeben, die leicht und freudig zu wachsen schienen.“ Auf Gran Canaria ist auch, ebenso wie auf Teneriffa, eine Kiefernart zu den schönsten Exemplaren entwickelt, welche nur den Canaren eigentümlich ist, die prächtige Canarienkiefer (Pinus Canariensis). Wenn auch ihr Vorkommen heut mehr auf die höheren Regionen beschränkt ist, so erstreckte sich der „Pinar“ doch noch vor nicht all zu langer Zeit auf Canaria fast bis zur Küstenebene hinab (Bolle). Die schlanke,

[1]) Aus diesem Grunde führt auch der Piton seinen zweiten Namen „Pan de Azucar“ (Zuckerhut), „den er Winter und Sommer mit gleichem Recht trägt“. (Meyer: Die Insel Tenerife. Leipzig 1896; 269.)

[2]) A. v. Humboldt, a. a. O. 57.

[3]) Schacht: Madeira und Tenerife mit ihrer Vegetation. Berlin 1859, 21.

pyramidenförmig emporstrebende Form, die horizontal vom Stamm abstehenden Zweige mit den meist zu drei aus einer Scheide hervortretenden 20—25 cm langen Nadeln dieser Bäume, die sich in meterdicken Exemplaren bis zu 30—35 m Höhe entwickeln,[1]) mussten den Leuten Juba's auffallen und in ihrem Reisebericht erwähnt werden.

Ihren Namen soll die Insel Canaria von der grossen Zahl der auf ihr vorkommenden Hunde erhalten haben (Plin. VI 205), und Las Palmas, die Hauptstadt von Gran Canaria, führt deshalb auch noch heut zwei zu Füssen eines Palmbaumes sich an den Boden schmiegende Hunde in ihrem Wappen. Über die durch absonderliche Gestalt und Grösse auffallende Rasse dieser Hunde lässt sich nichts mehr feststellen: sie ist längst ausgestorben. Aber noch den mittelalterlichen Eroberern der Canaren fiel auf Gran Canaria eine Art wilder, wolfsähnlicher Hunde auf, die allerdings keineswegs durch besondere Grösse Eindruck machten, vielmehr kleinen Wuchses waren (. . . . „et de chiens sauvages qui semblent loups, mais ils son petits"). Vielleicht liegt auch hier ein Beispiel vor für die von andern Inseln bestätigte Erscheinung einer allmählichen Verminderung der Grösse von Tieren, die auf dem beschränkten Raume eines Eilands sich fortpflanzten.

Von dieser Hunderasse leitet also Plinius den Namen der Insel Canaria ab. Das ist ein Zeugnis, welches man, da Plinius unmittelbar aus Juba schöpfte, nicht leichthin bei Seite stellen darf. Die Ableitung ist um so glaubwürdiger, da der Inselname Canaria sich dann vollkommen einfügt in die Reihe der Namen, welche die gaditanischen Entdecker den unbewohnt gefundenen Inseln dieser Gruppe angeheftet haben, immer auf Grund einer hervorstechenden Eigentümlichkeit ihrer Naturausstattung. So sicher „Capraria" die „Ziegeninsel" ist, so wenig hat man ein Recht, die Namensdeutung „Canaria" als „Hundeinsel" zu beanstanden. Das würde auch Niemandem eingefallen sein, wenn nicht gegenüber auf dem Festland ein „gannarisches Vorgebirge" bei Ptolemaeus und ein Volk der „Canarii" bei Plinius (V, 15) erwähnt würden. Auch diesen Volksnamen leitet Plinius selbständig von canis ab. Seine Auslegung „Hundeesser" ist nichts weniger als überzeugend, wiewohl gerade für jene Gegend der Gebrauch des Hundefleisches bei den Berbern ausdrücklich bezeugt ist durch die darüber entsetzten Araber.[2])

[1]) Simony: Zeitschr. d. Ver. z. Verbr. naturw. Kenntn. XXXII Wien, 335.

[2]) Edrisi I, 207; Abulfeda I, 189 Reinaud; Voyages dans le sud de l'Algérie par El-Aïachi, traduit de l'arabe par M. Berbrugger, 290; eine Zusammenstellung von geschichtlichen Zeugnissen über diesen Punkt bei M. Dureau de la Malle, Recueil de renseignements sur la prov. de Constant. Paris 1837, 96. (Nach Vivien de Saint-Martin, Le nord de l'Afrique dans l'antiquité grecque et romaine. Paris 1863, 109 Anm. 2.)

Die Namensgeschichte verwickelt sich weiter dadurch, dass bei einem afrikanischen Schriftsteller, Arnobius,[1]) schon im Altertum der Name der „Canariae insulae“ für die ganze Gruppe vorkommt — eine Anwendung, die doch schwerlich aus dem Namen einer Insel entstanden sein kann, eher aus der Anknüpfung an dieses gegenüberwohnende, vielleicht inzwischen zur Kolonisation des Archipels fortgeschrittene Volk des Festlandes. Jedenfalls fehlt zur Aufklärung der Beziehung zwischen jenen festländischen Namen und dem der Insel Canaria eine unzweideutige Grundlage.

Was schliesslich noch die kurzen Angaben Juba's am Schlusse seines Berichts über die Canaren im allgemeinen anlangt, so sind auch in ihnen zutreffend die hervorstechenden Charakterzüge des Archipels hervorgehoben. Mit Recht wird der Artenreichtum der Vogelwelt betont, welcher am auffälligsten in der canarischen Fauna hervortritt und sich durch die ausserordentliche Mannigfaltigkeit der Bodenformen, die allen möglichen Ansprüchen zu genügen vermögen, leicht erklären lässt. Ebenso zeichnet sich der Honig auf jenen Inseln durch seine unerreichte Güte aus. Nur auf Lanzarote und Fuerteventura findet er sich nicht, da angeblich die Bienen infolge der dort herrschenden besonders heftigen Winde sich nicht behaupten können. Am vorzüglichsten ist er auf Teneriffa, wo Millionen von Bienen die grossen und wohlriechenden Büsche des Spartium nubigenum, der weissen Retama, an den Abhängen des Pic umschwärmen. „Nie hat Hymettus und Chamonnix hervorgebracht, was diese Bienen vermögen. So rein und durchsichtig die Masse, so aromatisch und köstlich der Geschmack. Wahrlich, wer diesen Strauch europäischen Bienen zuführen könnte, würde sich kein kleineres Verdienst um die Menschen erwerben als der, welcher ihnen den Weinstock brachte und die Obstbäume!“[2])

Schwieriger ist jedoch die Erklärung dafür, welcher Fisch mit den „siluri“, die in den Flüssen der Inseln sich finden sollen, gemeint ist. Die allgemein übliche Übersetzung mit „Welse“ ist bedenklich: denn Welse sind auf den Canaren garnicht vorhanden. Infolge der kleinen Anzahl und der geringen Ausdehnung der Wasserläufe ist die Süsswasserfauna dort überhaupt sehr beschränkt, sodass von Flussfischen nur ein kleiner Aal (Anguilla Canariensis), welcher augenscheinlich aus dem Meere eingewandert ist, vorkommt.[3]) Es bleibt demnach nichts anderes übrig, als in den „siluri“ des Plinius an dieser Stelle jene Anguilla-Art wiederzuerkennen.

[1]) adversus nationes VI, 5.

[2]) L. v. Buch a. a. O. 242.

[3]) Mac-Gregor a. a. O. 50; Valenciennes in Berthelot u. Barker-Webb II, 2, 88/89. Meyer a. a. O. 30; Simony (Mitteil. d. geogr. Ges. in Wien XXXIII: 220) u. a.

Da endlich noch zur Zeit der Eroberung eine für die dortigen Gegenden jetzt ausgestorbene Robbenart (Phoca vitulina) an den Küsten des kleinen Archipels häufig angetroffen wurde,[1]) können wir zunächst in ihr jene „beluae" sehen, welche durch die Meereswogen an den Strand geschleudert wurden und durch ihren Verwesungsgeruch die Luft verpesteten. Aber auch grosse Fische: Hammer-, Säge-, Schwert- und Thunfische bevölkern den die Küsten umspülenden Ozean, und es verirren sich öfters Delphine, dann und wann einmal ein Pottfisch oder eine andere Walfischart in ihre Nähe.[2])

Der bei Plinius mitgeteilte Bericht Juba's gewinnt also bei eingehender Betrachtung trotz seiner Kürze und fragmentarischen Gestalt wesentlich an Bedeutung und genügt auch, um mit hinreichender Sicherheit die einzelnen, in ihm namentlich aufgeführten Inseln geographisch festzulegen. Nur bei den beiden Junonia war eine genaue Bestimmung unmöglich. Wenden wir uns nunmehr den anderen Quellen zu, zunächst der ältesten, dem von Plinius augenscheinlich mit Rücksicht auf die Zeitfolge schon vor Juba genannten Statius Sebosus.[3])

Der von ihm gebotene Bericht geht aus von Gades, der gerade um den Beginn der christlichen Zeitrechnung zu höchster Blüte emporgekommenen alten phönizischen Kolonie, die ihre Lage am Ozean, nahe dem Eingang ins Mittelmeer, zu weit ausgreifender Schifffahrtsthätigkeit auf beiden Meeren ausnutzte und durch raschen, willigen Anschluss an Rom's Herrschaft und die lateinische Kultur auch zu einem Hauptstützpunkt römischer Weltkunde wurde. Eine starke gaditanische Kolonie in Rom vermittelte den Römern, auch wenn sie keinen Fuss über Italien hinaussetzten, die Kenntnis der Ergebnisse gaditanischer Seefahrten.[4])

Ein Anzeichen für den führenden Anteil der Gaditaner an der Erforschung der atlantischen Inselwelt liegt gewiss auch in der mehrfachen Wiederkehr des Namens Junonia in diesem Gebiet der Entdeckungen romanisierter Punier. Die Stadtgöttin von Sidon und Carthago,

[1]) Berthelot u. Barker-Webb II, 2 (Introduction par M. Webb Mammiferes 9).

[2]) Mac-Gregor a. a. O. 45; Fritsch a. a. O. 3: „ein Walfisch hatte sich in unserer Nähe blicken lassen".

[3]) Der Versuch, von diesem Schriftsteller eine genauere Vorstellung zu gewinnen, soll der Gegenstand einer besonderen Abhandlung sein. An dieser Stelle möge nur bemerkt werden, dass die kühnen Vermutungen Hudemann's (Zeitschr. f. Altert.-Wiss. X 1852, 1. Heft No. 3) über ihn keinen wissenschaftlichen Wert beanspruchen können.

[4]) Strabo III, 168. vgl. H. Berger, Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen. Leipzig 1887. III 29, IV 72, 85. Mommsen, Römische Geschichte. Berlin 1875—1885. III 554, V 62, 68.

die Juno caelestis der Römer, war auch Gegenstand der eifrigen Verehrung der Gaditaner. An der Grenze der beiden Meere, „die ihre Heimat waren", am Eingang der Strasse von Gibraltar, stand auf Cabo Trafalgar ihr Juno-Tempel.[1]) Es ist leicht verständlich, wenn die Gaditaner, denen beim Ausziehen zu Entdeckungsfahrten vor Afrikas Westküste dieser Juno-Tempel den letzten Gruss der heimatlichen Ufer zugewinkt hatte, nach dieser Schutzherrin ferne, neu aufgefundene Inseln benannten. Als Monumente gaditanischer Fahrten werden wir deshalb diese Streu Junonischer Namen vor Afrikas Westufer zu betrachten haben.

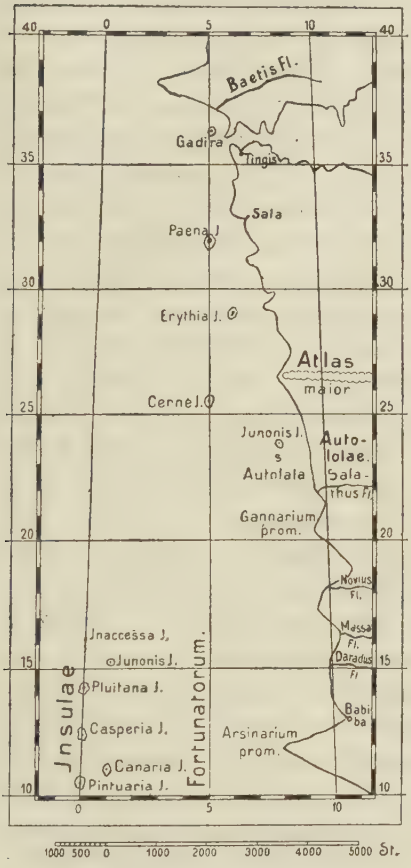
Ergebnisse solcher Fahrten mögen dem Bericht des Sebosus zu Grunde gelegen haben. Für die Erklärung und Beurteilung dieses Berichts sind wir nicht ausschliesslich auf den Auszug des Plinius angewiesen, sondern augenscheinlich besteht auch zwischen Sebosus und der Darstellung des Ptolemaeus ein Zusammenhang. Ptolemaeus ist der einzige Schriftsteller, bei welchem (in etwas verdorbener Form: Pluitana) der von Sebosus gebotene Inselname Pluvialia wiederkehrt, auch der einzige, der mit Sebosus mitten zwischen Gades und diese Insel Pluvialia eine Juno-Insel ansetzt. Diesen Zusammenhang hat ganz richtig ein gewichtiger Kenner der Quellen durchschaut, Carl Müller, dessen Ansicht uns leider bisher nur in der ungewöhnlichen Form eines ablehnenden Referates eines jüngeren Gelehrten vorliegt, dem er die Benutzung seiner Aufzeichnungen freundlichst gestattet hatte.[2])

Es ist sehr wohl möglich, die Darstellung des Ptolemaeus einmal auf die Vermutung zu prüfen, dass ihm der Bericht des Sebosus vollständiger und richtiger als ihn Plinius wiedergiebt, zu Grunde liegt. Störend macht sich allerdings der Irrtum des Alexandriners, der Westküste Nordafrikas nicht eine südwestliche, sondern eine südsüdöstliche Richtung zu geben, auch auf die Orientierung des ihr vorgelagerten Inselgürtels geltend. Er neigt dazu, die Fortunaten im allgemeinen in meridianer Richtung auf einen Meridian, seinen Nullmeridian, aufzureihen. Auch die starke Zerrung der festländischen Entfernungen, welche nachprüfenden Geographen auffiel und ihren nach einer Erklärung spürenden Scharfsinn beschäftigte, musste zurückwirken auf die Verteilung der Inseln. Dennoch sind die Grundzüge der Darstellung des Sebosus erkennbar geblieben. Lassen wir die aus anderen Quellen entnommenen mauretanischen Inseln Paena, Erythia und Hanno's berühmtes Cerne weg, so erhalten wir folgendes Bild. Von Gades führt

[1]) Den Juno-Tempel auf Cabo Trafalgar erwähnen Mela II 6, 9, III 1, 4; Plinius, Hist. nat. III 7; Ptolemaeus II 4, 3.

[2]) Curt Fischer, De Hannonis Carthaginiensis periplo. Leipzig 1893, 72 vgl. 18 Anm. 3.

uns ein nur durch den allgemeinen Orientierungsfehler des Ptolemaeus in südsüdöstlicher Richtung gestreckter Kurs nach der Juno-Insel, auch Autolala genannt. Das ist die Junonia des Sebosus, 750 m. p. (6000 Stadien) von Gades; bei Ptolemaeus wird die Entfernung wegen der Zerrung der Küste auf etwas mehr, 6300 Stadien, ausgereckt. Er muss aus seiner Quelle die Überzeugung gewonnen haben, dass diese Insel hart vor der Festlandsküste lag. So trägt er sie ein. Das stimmt auch ganz gut zu dem Namen Autolala; die Insel muss von Leuten dieses sicherlich nicht zu weiter Seefahrt geneigten Berberstammes bewohnt gewesen sein. Sie kann nicht mit einer der „ex adverso Autololum" gelegenen Purpur-Inseln (Madeira und Porto-Santo)[1]) zusammengeworfen, sondern nur hart an der Küste Marokkos gesucht werden.



Die Canarischen Inseln nach Ptolemaeus.

Ihre Ansetzung wird dadurch etwas erschwert, dass Ptolemaeus den Autololern nicht, wie Plinius, nördlich, sondern südlich des Atlas ihre Sitze anweist. Ist der Name „Autolala" gleichalterig mit dem Namen „Junonia", so muss er entstanden sein in der Zeit, in welcher die Autololer nördlich vom Atlas in sehr bestimmter Weise beglaubigt sind. Deshalb wird am ehesten die Insel Mogador Anspruch haben, für die Juno-Insel der Gaditaner zu gelten; auch ihre Lage passt gut für die Ansetzung auf halbem Wege zwischen Gades und den Canaren.[2])

[1]) Durch die voreilige Gleichsetzung der Juno-Insel mit Madeira kommt Curt Fischer zu dem abenteuerlichen Ergebnis, mit recht freier Auslegung der Richtungsangaben den „kühnen Seefahrer" Sebosus von Madeira nordwestlich (ad occasum) zu den Azoren zu führen, von denen dann freilich der Sprung zu den Canaren unüberwindlich ist. (A. a. O. 73—74.)

[2]) Vgl. Theobald Fischer, Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise im Atlas-Vorlande von Marokko (Peterm. Mitt. 1900; Erg. 133, 51): „Es scheint mir ganz undenkbar, dass die Phöniker hier — in Mogador — in dieser echt phönikischen Lage keine Ansiedelung gegründet haben sollten."

Von hier rechnet Sebosus wiederum 6000 Stadien nach Pluvialia und Capraria. Er muss bemerkt haben, dass diese Inseln nicht gerade südwärts, sondern mehr westwärts gelegen waren — Plinius sagt geradezu „ad occasum versus“. Und wirklich entschliesst sich Ptolemaeus, diese Inseln westlicher zu rücken. Die Entfernung von der Juno-Insel beträgt bei ihm bis Pluitana 6150 Stadien, ist also fast genau gleich der — durch die Zerrung der Küste nur um ein Weniges erhöhten — Angabe des Sebosus. Auch die Reihenfolge, in der Pluitana und Casperia (Capraria) angesetzt werden, stimmt vollständig mit der des Sebosus. Wir werden durch die Anordnung von selbst auf Lanzarote und Fuerteventura geführt. Nun aber erwähnt Ptolemaeus noch nördlich von Pluvialia eine Insel Junonia und ein unbetretenes Eiland (Aprositos, Inaccessa), die des Plinius Exzerpt aus Sebosus als bedeutungslos übergeht. Diese Wahrnehmung führt dazu, für die in Juba's — von Ptolemaeus nicht benütztem — Bericht wirklich auch erwähnte, offenbar von Gaditanern entdeckte und benannte Junonia und ihre kleinere Gefährtin (Junonia minor) eine Lage in den Isletas zu fordern: Vielleicht ist Graciosa, die grösste derselben, mit einem vorgelagerten Felsenriff unter ihnen zu verstehen.

Soweit herrscht vortreffliche Übereinstimmung zwischen Sebosus und Ptolemaeus. Ja die Konkordanz geht noch einen Schritt weiter. Ptolemaeus kennt, wie Sebosus, noch zwei fernere Inseln — diejenigen, auf welche Sebosus den Namen „Fortunaten“ zu beschränken geneigt war; er setzt die südlichste Insel 1900 Stadien jenseits vom Kern der ersten Gruppe an, in gutem Einklang mit Sebosus (250 m. p. = 2000 Stadien). Aber die Namen der Inseln stimmen nicht mehr! Ptolemaeus fand — offenbar wie Plinius bei Juba — in seiner Quelle die Namen Canaria und Ninguaria (verdorben Pintuaria). Bei Plinius aber lauten die Namen aus des Sebosus Bericht: Invallis und Planasia! Das sind Namen, die sonst kein antiker Berichterstatter in diesem Bereich kennt.

Es ist überraschend, dass Sebosus, der in den Bezeichnungen Pluvialia, Capraria und — wie Ptolemaeus zeigt — auch in Junonia genau mit dem sonst feststehenden antiken Namens-Kanon der sechs canarischen Inseln übereinstimmt, bei den zwei letzten Inseln ganz andere Namen genannt haben soll. Und welch merkwürdige Namen! Für die grösste Insel der Gruppe, also — wie allgemein angenommen wird — Teneriffa, die einzige, für die er eine Grössen-Schätzung wagt, wird der Name Invallis genannt, ein formal ganz einzig dastehendes, nirgends in der Litteratur wiederkehrendes Wort, so fremdartig, dass einige Abschreiber und einige Herausgeber, ermutigt durch des Plinius Erläuterung „convexitate“ „von der Hohlform des Bodens“ Convallis zu

schreiben wagten. Aber auch dieses Wort und die Deutung des Plinius stimmen sehr schlecht zu der Kegelform des Pic de Teyde! ebenso schlecht wie der Name „Planasia“ auf irgend welche der bergigen westlichen Canaren,[1]) so geläufig es dem Plinius auch war, ganz wie bei der bekannten kleinen Insel des tyrrhenischen Meeres erläuternd „a specie“ hinzuzufügen.[2]) Diese Namenserklärungen, die Plinius selbst hinzusetzte, bürgen dafür, dass er beide Namen wirklich so niedergeschrieben hat. Aber dass sie auch richtig sind, ist damit immer noch keineswegs bewiesen.

Vielmehr liegt in so verzweifelten Fällen aller Anlass vor, sich die Art und Weise, wie Plinius arbeitete, zu vergegenwärtigen: sein Neffe giebt darüber genügend Aufschluss.[3]) Keinen Augenblick wollte der fleissige Kompilator ungenützt vorüberstreichen lassen: stets hatte er ein Buch vor sich, um daraus Auszüge zu machen. Er gönnte sich buchstäblich, wo er ging und stand, keine Ruhe — selbst auf Reisen sass im Wagen ein Stenograph neben ihm, mit der Schreibtafel in den gegen die Winterkälte geschützten Händen, gewärtig des Diktates seines Herrn. Ja sogar, wenn er sich nach dem Bade abtrocknen liess, musste ihm etwas vorgelesen werden, oder er selbst diktierte einem Sklaven. Bei dieser hastigen Art des Lesens und Exzerpierens, bei der Lese-, Hör- und Schreibfehler des Vorlesers, des Plinius selbst und des Stenographen unvermeidlich waren, haben natürlicher Weise manche Irrtümer in die Niederschrift des Plinius Eingang gefunden. Insbesondere erscheint bei seiner durch den Neffen ausdrücklich bezeugten Gewohnheit, den Text der Quellen nicht immer vollständig auszuschreiben, sondern oft nur im Auszuge zu notieren, es sehr leicht erklärlich, wenn ihm einmal bei der Verwertung solcher knapper Exzerpte selbst ein Missverständnis unterlief.

Wäre es so unmöglich, dass Plinius bei dem Exzerpt aus Sebosus dessen Inselkatalog sich eilig so kurz notierte, dass er dann seine eigenen Notizen später irrig las und missdeutete? Könnte nicht aus den Abkürzungen (I. = Insula)

I.NIVALIS und I.CANARIA
INVALLIS und PLANARIA

[1]) Glas verlegt daher die Insel Planasia an die afrikanische Küste zwischen Cap Blanco und Cap Verde: „denn diese ist wirklich ausnehmend eben und voll grosser Bäume“. (A. a. O. 3.) Curt Fischer, a. a. O. 74—75, nimmt den Namen für Lanzarote oder Fuerteventura in Anspruch auf Grund eines Wortes von L. v. Buch: „Die Inseln (scil. Lanzarote und Fuerteventura) erscheinen überall flach, wenn man eben die riesenmässig ansteigenden Inseln Teneriffa, Palma, Canaria verlassen hat.“

[2]) Nat. hist. III 80.

[3]) Ep. III, 5. Brief (an Macer.). Zu dem Folgenden vgl. D. Detlefsen, Untersuchungen über die Zusammensetzung des Plinius. Berlin 1899. 16—17.

geworden und letztere Nebenform unter der Einwirkung der bekannten Insel Etruriens bei der von ihr hierher übertragenen Deutung „a specie“ in Planasia übergegangen sein? Der Solintext, der diese Vermutung bei meinem Lehrer, Professor Dr. J. Partsch, wachrief — „sequitur Nivaria aëre nebuloso et propterea semper nivalis“[1]) — hat ja keine selbständige Bedeutung für die Quellenforschung in diesem Punkte, aber er erinnert doch daran, dass neben Ninguaria sehr wohl die Form „Nivalis“ zur Bezeichnung der „Schneeinsel“ in der Quelle des Plinius stehen konnte. Erwägenswert bleibt diese Vermutung gewiss, die zwei in einer reichen, harmonischen Überlieferung völlig einzeln dastehende, formal und inhaltlich unwahrscheinliche Namen beseitigt und die unverkennbar verwandten Quellen in Einklang bringt. Insbesondere würde auf diesem Wege die vollste Übereinstimmung der Darstellung des Archipels bei Sebosus und bei Ptolemaeus sich ergeben.

Jedenfalls führt — man mag über diese Vermutung künftig urteilen, wie man will — der Zusammenhang der Sebosus-Stelle selbst zu dem Ergebnis, unter jenen verdächtigen Namen „Invallis“ und „Planasia“ Teneriffa und Gran Canaria zu verstehen. Auf ersterer wären dann die hochgewachsenen Bäume zu suchen, gewiss nur Stämme der Pinus Canariensis, die vielleicht noch heute ihresgleichen auf der Insel finden. Auf Teneriffa muss sich auch beziehen die erstaunlich hoch gegriffene Umfangsangabe für die grösste Insel der Gruppe (300 m. p. = 444 km). Wenn sie richtig überliefert ist, kann sie nur als ein grosser Irrtum bezeichnet werden, der am ehesten vorkommen konnte, wenn die Insel nicht vollständig umsegelt, sondern nur die Ostseite (ca. 110 km) gesehen und zur Grundlage einer Überschätzung der ganzen Umfangslinie gemacht wurde. Auf diesen Gedanken, dass eine Umsegelung Teneriffa's weder von den gaditanischen Entdeckern, deren Bericht Sebosus kannte, noch von Juba's Leuten vorgenommen wurde, führt mit Notwendigkeit die Unbekanntschaft der Alten mit den westlichsten Inseln des Archipels. Ihr Anblick muss den Entdeckern Teneriffas durch diese Insel selbst verdeckt geblieben sein. Nur so ist es erklärlich, dass Sebosus, Juba, Ptolemaeus uns alle nicht über Teneriffa hinausführen. Die beiden einzigen Expeditionen, von denen uns hier Kunde erhalten ist, kehrten beide an Teneriffas Ostseite um. Weshalb? Das wissen wir nicht. Aber vermuten darf man wohl, dass die Enttäuschung über die ausbleibende Erfüllung übertriebener Erwartungen, das Gefühl, dem Solin in seiner kannegiessernden Zuthat zu dem

[1]) Solinus, Collect. rer. memorab. rec. Th. Mommsen. Berlin 1864. 230—231.

plinianischen Bericht starken Ausdruck giebt,[1]) die ersten Entdecker von einer Fortsetzung der Fahrt abbrachte und dass die zweite Expedition die ihr bekannten Schranken der ersten zu überschreiten sich auch nicht veranlasst fühlte. Für Seefahrer, die ausgezogen waren, um jenes Idealbild seliger Inseln zu finden, das kurz vorher Horaz (Epod. 16, 41—62) von den Fluten des Ozeans umrahmt mit wehmütiger Sehnsucht ausgemalt hatte, blieben die Canaren — so reizvoll sie uns erscheinen — doch hinter dem Erhofften zurück. Für ein müssiges Schlaraffenleben war hier kein Boden.

Das ist die Auffassung der bei Plinius erhaltenen Berichte des Sebosus und Juba, zu der eindringendes Studium uns geführt hat.

Was — ausser bei Ptolemaeus — in der späteren Litteratur des Altertums über dieselben Inseln mitgeteilt wird, sind meist leere, obendrein arg verdorbene Namenslisten. Schon bei Solin beginnt der Verfall der Namensformen; hier ist bereits Ombrios in Embrion verwandelt. Im ganzen aber erkennt man den Kanon der sechs Inseln[2]) wieder: Ombrios, Junonia, Junonia minor — über das wir noch erfahren, dass es „völlig kahl" („nuda omnia"), also nur eine kleine Felsscholle neben Junonia war — Capraria, Nivaria, Canaria. Einen Schritt weiter führt die Namensentstellung Martianus Capella (VI, 702). In seiner Inselreihe: Membrion, Junonia, Theode, Capraria, Niuaria, Canaria ist nicht nur der erste Name weiter verändert, sondern aus dem auf „Junonia" folgenden Satze Solin's „tertia huic proxima(t eode)m nomine" ist ein neuer falscher Name erwachsen.[3])

Nicht mehr völlig aufzuklären ist die ordnungslos von einer Karte abgelesene Namensreihe des Geographus Ravennas:[4]) Azanasia (Canaria), Pireon (Embrion, Ombrios), Capriariam (Capraria), Beathee (beatae), Theatrum (Fortunatorum?), Nincaria (Ninguaria), Lunonis (Junonia), Scopolis (scopulus, Aprositos), Thene (?). —

Vergegenwärtigen wir uns zum Schluss noch einmal in kurzen Zügen den Entwickelungsgang der Kenntnis der Alten von den Canaren!

---

[1]) Solin a. a. O.: „de harum nominibus exspectari magnum non miror, sed infra famam vocabuli res est" und am Schluss „ideoque non penitus ad nuncupationem sui congruere insularum qualitatem."

[2]) Auf diesen Kanon der sechs Inseln führt auch Plin. IV, 119: „Ex adverso Celtiberiae conplures sunt insulae Cassiterides dictae Graecis a fertilitate plumbi, et e regione Arrotrebarum promontori Deorum sex, quas aliqui Fortunatas appellavere."

[3]) Vgl. dazu Tzschucke, Pomponius Mela, III 10.

[4]) ed. Pinder und Parthey. Berlin 1860, 443—444.

Ihre ersten Entdecker werden die Phönizier gewesen sein.[1]) Vielleicht haben sie zuerst Ziegen und Hunde, die später verwildert auf den Inseln vorgefunden wurden, mit sich gebracht und die Dattelpalme hierher verpflanzt. Wie diese älteste Kolonie zu Grunde ging, wissen wir nicht. Man wird bezweifeln dürfen, dass sie noch bestand, als Polybius zur Zeit des Unterganges von Karthago im Auftrage Scipio's eine Expedition in das ozeanische Kolonialgebiet der Punier unternahm (Plin. V 9, VI 199). Der von Plinius sehr wohl beachtete Bericht über diese Entdeckungsfahrt hat keinen Lichtstreif auf diese Inseln geworfen. Wahrscheinlich fällt erst ins letzte vorchristliche Jahrhundert die Wiederentdeckung der Inseln durch die Gaditaner, deren Haupthandel nach den atlantischen Küsten Afrikas ging.[2]) Von der Küste des Festlandes aus erreichten sie zunächst die beiden östlichen Hauptinseln mit den Isletas und fuhren dann hinüber nach Canaria und Teneriffa. Hier versperrte ihnen der gewaltige Pic die Aussicht auf die westlichsten Inseln; sie kehrten um, ohne von der Nähe Palma's und Ferro's eine Ahnung zu haben. Die von ihnen aufgefundenen Inseln aber benannten sie nach ihnen zufällig erkennbar oder fühlbar gewordenen Erscheinungen des Klimas oder der Tierwelt,[3]) nur die erste nach der eigenen heimischen Göttin. Für eine dauernde Besiedelung fanden sie keinen Anlass. Ihr Bericht über die Fortunaten wurde bei den engen Beziehungen, die zwischen Gades und Rom bestanden, bald auch den Römern übermittelt und bildet die Grundlage des bei Plinius erhaltenen Fragmentes aus Sebosus. Die in diesem aufgezeichneten Ergebnisse der gaditanischen Fahrt müssen, sei es in Rom, sei es von Gades her über die Meerenge, auch Juba bekannt geworden sein, ihn angeregt haben zur Anordnung einer Expedition, die von seinen Purpurfärbereien auf Madeira aus die Fortunaten aufsuchte. Denn diese Forschungsreise schliesst sich in der Namengebung der Inseln an die gaditanische Tradition an. Nach einer durch den Wechsel des Kurses auf fünf Tage verlängerten Seefahrt gelangten

[1]) Nicht als Beweis für diese Auffassung dürfen angesehen werden die Stellen de mirab. auscultis 84 und Diod. V 19. 20, da es sich in ihnen nur um eine Insel handelt, nach Bunbury I, 605 um Madeira.

[2]) Movers, Die Phönizier. Berlin 1841/1856. II 2, 522. — Strabo, III p. 150 scheint die Inseln als vor nicht langer Zeit wiederentdeckt anzusehen: ἃς καὶ νῦν δεικνυμένας ᾔσμεν οὐ πολὺ ἄπωθεν τῶν ἄκρων τῆς Μαυρουσίας τῶν ἀντικειμένων τοῖς Γαδείροις.

[3]) Diese Art der Benennung findet sich auch im Mittelalter; so wurden in der Azorengruppe die nördlichen Inseln insule de corvis marinis, die mittleren insule de colombis benannt (Raben- bezw. Taubeninseln); San Miguel erhielt den Namen insule de cabrera (Ziegeninsel) vgl. Kretschmer a. a. O. 181 ff.

die Mauretanier nach Lanzarote, und zwar wahrscheinlich an dessen Nordspitze: denn ihr Weg führte sie zunächst nach den Isletas und erst dann zu dem südlicheren Fuerteventura. Auch sie erreichten nur noch Canaria und Teneriffa, aber ihre Reise hat einen besonderen Wert für die Nachwelt, da die Beschreibung der Inseln selbst in der von Plinius verkürzten Gestalt sichere Anhaltspunkte gewährt für das Wiedererkennen der einzelnen Eilande. Diese beiden Fahrten bildeten die einzige Grundlage, auf der auch alle späteren Erwähnungen der Inseln auf Karten oder in geographischen Kompendien der römischen Kaiserzeit beruhen. Keine Nachricht aus dem Kulturkreise des Mittelmeers wirft Licht auf die nächste Wendung im Schicksal der Inseln, auf die Einwanderung der Guanchen. Ihnen vergönnte gerade die Abgeschiedenheit ein Dasein, das dem alten Namen der „glücklichen Inseln" einen wirklichen Inhalt gab. Dies Glück sank rasch dahin, als die rauhe Hand gieriger Abenteurer von Europas Ufern danach griff.

Nachtrag.

Erst als die vorstehende Abhandlung bereits in Druck gegeben war, gewann ich Einsicht in die pag. 16 Anm. 2 angeführte Abhandlung Dr. Steindachners, welche in einfachster Weise das spärliche Vorkommen der von Simony auf Gran Canaria und Ferro gefundenen Rieseneidechsen (Lacerta Simonyi) erklärt. Diese Lacertenart an sich ist nämlich im canarischen Archipel gar nicht so ungewöhnlich, wie noch Simony annimmt: auch auf Fuerteventura, dem „Capraria lacertis grandibus referta" Juba's, findet sie sich nach dem ausdrücklichen Zeugnis Dr. Gregorio Chil y Naranjo's[1]) vor. Nur wurden die kleineren Exemplare bisher „von den Isleños wie von den Naturforschern stets mit dem bekannten »Lagarto« (L. Galloti) konfundiert", und grössere werden nicht angetroffen, da die Reptilien infolge des mannigfachen Schadens, den sie in Feld und Garten anrichten, „in allen gut kultivierten Inselgebieten einer unablässigen und rücksichtslosen Verfolgung durch die »Muchachos« ausgesetzt sind" und so ihre Entwickelung

[1]) D. Gregorio Chil y Naranjo: Estudios históricos, climatológicos y patológicos de las Islas Canarias I. Las Palmas 1876 pag. 213. In diesem Werk findet sich auch eine Reihe von Identifizierungsversuchen älterer spanischer und portugiesischer Forscher aufgeführt, die sonst schwer zugänglich sein dürften.

nicht normal vollenden können.[1]) So kommt es, dass gegenwärtig nur noch auf den einsamen, durch die starke Brandung fast unzugänglichen Roques del Salmore bei Ferro einzelne voll ausgewachsene Tiere vorhanden sind. Zu Jubas Zeit aber, als die Canaren noch unbewohnt waren, konnten sie auf allen Inseln ihr Wachstum ungestört abschliessen. Meine auf Seite 16 ausgesprochene Vermutung findet also eine erfreuliche Bestätigung.

[1]) Vgl. Chil y Naranjo a. a. O.: „Tambien existen lagartos en gran número, sin que sea extraño que no se vean hoy tan grandes como los que encontraron los capellanes de Bethencourt, por ser muy natural que los habitantes los destruyesen, á causa del daño que hacian en los frutos."

II.

Statius Sebosus.

I.

Person und schriftstellerische Thätigkeit des Sebosus.

Ein grosser Teil der in diesem Heft an erster Stelle veröffentlichten Abhandlung hatte sich mit Statius Sebosus zu beschäftigen, einem Schriftsteller, der zu den am wenigsten bekannten Gewährsmännern des grossen römischen Kompilators zählt. Und doch hat ihn Plinius in seiner „Naturalis Historia" wiederholt benutzt: nicht weniger als achtmal findet sich sein Name im Inhaltsverzeichnis aufgeführt — siebenmal kurzweg als Sebosus,[1]) einmal als Statius Sebosus.[2]) Im Text selbst ist er jedoch nur viermal genannt,[3]) und diese vier Stellen sind zugleich die einzigen, welche dem Sebosus mit Sicherheit zugesprochen werden können. Für den Philologen dürfte es allerdings kein aussichtsloses Unternehmen sein, in den Büchern, für die unser Autor zwar im Index als Quelle, im Text jedoch nicht erwähnt wird, weitere Citate aus seinem Werke nachzuweisen,[4]) die vorliegende Arbeit muss sich aber darauf beschränken, den sicheren Bestand an Fragmenten eingehend zu untersuchen, welcher durch die vier mageren Auszüge bei Plinius[5]) dargeboten wird.

Kein Wunder, wenn es schwer ist, auf dieser beschränkten Grundlage eine sichere Vorstellung von des Sebosus Person und seiner schriftstellerischen Thätigkeit aufzubauen! Zwar besitzen wir eine

[1]) Buch II, III, V, VI, VII, XII, XIII.

[2]) Buch IX.

[3]) VI, 183, 201, 202; IX, 46.

[4]) Hingewiesen sei z. B. auf II, 168 und 169. Vgl. H. Brunn: De auctorum indicibus Plinianis disputatio isagogica. Bonn 1856 pag. 3.

[5]) Dieselben werden zum Teil von Solin (ed. Mommsen, 2. Aufl., Berlin 1895) 52, 41 und 56, 14 — allerdings schon entstellt — wiedergegeben.

Monographie über ihn,[1]) und auf sie werden wir in den gebräuchlichen Handbüchern der Litteraturgeschichte von Teuffel[2]) und Schanz[3]) verwiesen, aber bereits oben[4]) ist bemerkt, dass man ihren Ausführungen einen wissenschaftlichen Wert nicht beimessen kann. Dieses harte Urteil bedarf der Begründung.

Hudemann eröffnet seine Untersuchung mit der Vermutung, Sebosus sei einer jener Seefahrer gewesen, welche dem Sertorius ein lockendes Bild von den „Inseln der Seligen" entworfen hatten (vgl. o. pag. 4). „Wir wissen," heisst es, „dass um dieselbe Zeit ein römischer Seemann von Gades aus eine Fahrt auf dem atlantischen Meere südwärts machte und die verschiedenen dortigen Inseln besuchte: er hiess Statius Sebosus." Nach den bei Plinius von ihm erhaltenen Fragmenten habe er, teils in eigenem Handelsinteresse, teils vielleicht auch im Auftrage des Senates, weite Reisen nach Afrikas Westküste, nach Ägypten, sogar bis nach Indien unternommen und sich dabei hinreichende Mittel erworben, um den Rest seines Lebens als Privatmann in Rom zubringen zu können. Daher stelle Hardouin[5]) wohl nicht mit Unrecht die Mutmassung auf, dass der von Cicero mehrmals genannte Sebosus, der Freund des Catulus, dessen nachbarliche Besuche der Redner auf seinem Formianum mit übler Laune verzeichnet,[6]) eben jener Seefahrer gewesen sei. „Sein gerades, derbes, freimütiges Wesen," meint Hudemann, „erregte wohl bei den verfeinerten Römern gewaltigen Anstoss, und sie konnten sich mit dem dreisten Seemann nicht recht befreunden. Ihnen war sein seemännisches Wesen Zudringlichkeit, während sich doch darin nur der einfache, der Heuchelei und Verstellung nicht fähige Charakter des Mannes aussprach."

[1]) Dr. F. F. Hudemann: Der römische Seefahrer Statius Sebosus. (Zeitschrift für die Altertumswissenschaft X 1852, Heft 1 No. 3.)

[2]) Geschichte der römischen Litteratur. Leipzig 1890. Bd. I pag. 434.

[3]) Geschichte der römischen Litteratur. München 1898/1900. Bd. I pag, 402.

[4]) pag. 21 Anm.

[5]) ed. Plin. Nat. Hist. I pag. 66.

[6]) Cic. ad Att. II 14, 2 . . . „basilicam habeo, non villam, frequentia Formianorum . . . sed — omitto volgus — post horam quartam molesti ceteri non sunt: C. Arrius proximus est vicinus, immo ille quidem iam contubernalis, qui etiam idcirco se Romam ire negat, ut hic mecum totos dies philosophetur. ecce ex altera parte Sebosus, ille Catuli familiaris. quo me vertam? statim mehercule Arpinum irem . . ."

ebda 15, 3: „cum haec maxime scriberem, ecce tibi Sebosus! nondum plane ingemueram: »salve« inquit Arrius. hoc est Roma decedere?" . . .

Das Werk des Sebosus endlich denkt sich Hudemann als eine Art „Tagebuch nach Seemannsart", in das der fleissige Seefahrer seine Entdeckungen und Beobachtungen sorgfältig eingetragen habe. —

Der Kern der Hudemann'schen Arbeit ist also die Vorstellung von der Seemannsthätigkeit des Sebosus. Der Verfasser ist davon so überzeugt, dass er garnicht bemerkt, dass dafür kein entscheidendes Zeugnis in den Quellen vorliegt. Ein solches wäre aber für die Annahme so ungewöhnlich ausgedehnter Fahrten, die Sebosus zum grössten Reisenden seiner Zeit machen würden, doch unbedingt erforderlich. Von vornherein spricht doch keineswegs irgend welche Wahrscheinlichkeit dafür, dass damals, im letzten Jahrhundert vor Christo, ein augenscheinlich wenig beachteter, durchaus nicht zu allgemeinerem Rufe gelangter Mann die westafrikanische Inselflur, die Gangesmündung und die Insel Meroe gesehen habe!

Da aber noch neuerdings der „kühne Seefahrer" Sebosus in der Litteratur auftritt.[1], wird es doch nicht genügen, einfach auf das verständige Urteil des alten Vossius.[2] dem die meisten Neueren sich anschliessen.[3], zu verweisen, um den kompilatorischen Charakter der Fragmente darzuthun, sondern es wird sich empfehlen, sie etwas genauer ins Auge zu fassen.

Dazu fordert in erster Linie heraus die befremdliche Art der Bestimmung der Himmelsrichtung in der Angabe über die Lage der „Fortunaten".

Sebosus bezeichnet sie durch die Worte, die Inseln lägen „contra laevam Mauretaniae in VIII. horam solis" d. h. er benutzt den Sonnenstand einer bestimmten Tageszeit, um eine Richtungslinie festzulegen. Das ist ein merkwürdiges Verfahren, dessen Platz in dem Entwickelungsgange der Richtungsbestimmung bei den Alten bisher wohl noch nicht

[1]) Curt Fischer: Untersuchungen auf dem Gebiet der alten Länder- und Völkerkunde. Heft 1 pag. 72. Leipzig 1893. — Kiepert lässt in seinem „Lehrbuch der alten Geographie" Berlin 1878, pag. 222 den Sebosus — ähnlich wie Sertorius — einen Plan zu einer Niederlassung auf den Canaren fassen.

[2]) De historicis Latinis libri III. 2. Aufl. 1651 pag. 722: „Statius Sebosus videtur commentarium reliquisse de terris longinquis earumque mirabilibus."

[3]) So Ukert: Geographie der Griechen und Römer, Weimar 1816 I, 1 pag. 158. Nach ihm wörtlich Forbiger, Handbuch der alten Geographie. Leipzig 1842. I pag. 375. Mannert: Geographie der Griechen und Römer X, 2 pag. 622 (Leipzig 1836); H. Bonn: De auctorum indicibus Plinianis disputatio isagogica. Bonn 1856. pag. 50. L. Göbel: Die Westküste Afrikas im Altertum und die Geschichte Mauretaniens bis zum Tode seines letzten Königs. Diss. Leipzig 1887 pag. 30/31.

scharf genug bezeichnet und gewürdigt ist.[1]) Die Griechen und Römer kannten keinen Kompass: sie mussten, wenn sie die Himmelsgegenden versinnlichen wollten, sich der Hilfsmittel bedienen, die ihnen der Horizont durch das Aufsteigen des Tagesgestirns über ihn bot. Leicht waren dadurch die vier Hauptrichtungen festgelegt; ergänzend traten früh hinzu der Auf- und Untergangspunkt der Sonne an den Tagen der Sonnenwenden. Die Benennungen aber lieferten die Namen der aus diesen Richtungen wehenden Winde.

Damit war eine achtstrahlige Rose gewonnen, die sich lange in der Praxis erhielt: noch dem im ersten Jahrhundert vor Christo erbauten Turme des Andronikos Kyrrhestes ward sie zu Grunde gelegt.

Zugleich bildete sie den Grundstock für eine weitere Entwickelung, welche die fortschreitende Wissenschaft vornahm. Sie beschränkte sich auf eine rein schematische Erweiterung. Schon bei Aristoteles (Meteorol. II, 6) ist das Prinzip der Zwölfteilung zu erkennen; voll ausgebildet ist es bei dem Rhodier Timosthenes.[2]) Die Zwölfteilung lag um so näher, als der Bogen der Morgen- und Abendweite in Griechenland ziemlich genau 30° beträgt, man also die der Nordsüdlinie anliegenden grösseren Felder nur zu halbieren brauchte, um zwölf Richtungsstrahlen gleichen Abstandes zu erhalten. Dieses neue System bewahrte jedoch seinen rein wissenschaftlichen Charakter: für die Schiffahrt, für das praktische Leben genügte die alte Achtteilung.[3])

Auch die Römer haben sich, auf demselben Prinzip fussend, eine Windrose gebildet: Varro stellte sie auf, und nach ihm wurde sie

---

[1]) Auch von einem sonst so scharfsinnigen und gründlichen Forscher wie Hugo Berger (Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen. Leipzig 1893. IV pag. 100) ist die vorliegende Stelle gänzlich missverstanden worden. Berger schreibt: „Man wird daran denken müssen, dass die Römer nach dem Vorbilde des Polybius von der Abhängigkeit des Kartenumrisses von der Gestalt der Erdoberfläche nichts mehr wussten und dass sich auf dieser Seite der Kartographen der Mann befinden musste, der vor Plinius auf den seltsamen Gedanken kommen konnte, die auf einem Globus oder einer projizierten Karte als Längenzeichen eingetragenen Stundenabschnitte von den Parallelen wegzunehmen und ringsherum auf dem Horizontkreise eine Radkarte durch alle Himmelsgegenden zu verteilen. (Plin. h. n. III, 45; VI, 202.)“

[2]) nach Agathem. geogr. inf. II, 7 (Geogr. Gr. min. ed. C. Müller II p. 473) Timosthenes fügte seinen 12 Winden die äussersten in ihrer Richtung liegenden Länder hinzu.

[3]) Breusing: Die Nautik der Alten. Bremen 1886 pag. 25.

von Seneca, Sueton, Vegetius aufgenommen.[1]) Auch sie gingen über die Zwölfteilung nicht hinaus. Denn die von Vitruv (I 6, 4—10) angeführte 24teilige Windrose hat schon Kaibel[2]) als „freie Kompilation“ erwiesen.

Höhere Ansprüche stellte erst die allmähliche Ausbildung der römischen Feldmesskunst: sie konnte mit einer Zwölfteilung des Horizonts, welche ja in ihren Feldern einen Spielraum von vollen 30° offen liess, sich nicht befriedigt fühlen. Daher schufen sich die römischen Agrimensoren ein System, von dem in der gesamten griechischen Litteratur keine Spur vorhanden ist: die Einteilung des Horizonts in 24 Sonnenstunden. Die Vorbedingung für diese Neuerung war die Einführung der Sonnenuhr.[3]) Wie die Sonne am Himmel, so wanderte der Schatten auf der Projektionsebene seinen Weg: er konnte also auch zur Bestimmung der jeweiligen Richtung, in der die Sonne stand, benutzt und somit die Horizontalebene zifferblattmässig eingeteilt werden. Man ging dabei von der Mittagslinie aus, die ja zu allen Jahreszeiten unveränderlich blieb. Durch eine auf ihr errichtete Senkrechte, den decumanus, fand man Ost und West, den Punkt des Sonnenauf- und -unterganges zur Äquinoktialzeit, und so waren die vier Felder gewonnen, von denen dann jedes in sechs Stundenabschnitte zerfiel. Nach ihnen gaben die Agrimensoren die Richtung an. So heisst es bei Hygin. de lim. const. (C. Lachmann — Rudolf „Gromat. vet.“ pag. 170): „quibus kardo in horam sextam non convenerit“ . . . und in der Ratio limit. regund. (ebda pag. 365): „ex tertia hora ipsum stagnum finalem constituimus, et quam plurime contra tertiam horam“.

---

[1]) Dass auch Varro seiner Windrose die Punkte der Sonnenwenden zu Grunde gelegt hat, erhellt aus Seneca quaest. nat. V, 17: „quidam illos (scil. ventos) duosdecim faciunt. quattuor enim caeli partes in ternas dividunt et singulis ventis binos suffectos dant; hac arte Varro vir diligens illos ordinavit nec sine causa, non enim eodem semper loco sol oritur aut occidit, sed alius est ortus occasusque aequinoctialis . . . alius solstitialis, alius hibernus.“

[2]) „Antike Windrosen“ (Hermes XX p. 601 ff.). Kaibel hat in dieser Abhandlung die Schrift des Alexandriners Adamantios »περὶ ἀνέμων« (ed, Val. Rose, Anecdota. Berlin 1864) übersehen. Rose schliesst aus dem Gesamteindruck des Werkes, dass dessen Verfasser etwa im 3. nachchristlichen Jahrhundert gelebt habe. Die Winde werden in der bekannten Zwölfzahl mit den gewöhnlichen Namen aufgeführt, nur die Stellen des thrascias und argestes werden verwechselt. Auf Aristoteles und Theophrast als Grundlage deutet der gesamte Inhalt des Werkchens hin.

[3]) Über die Einführung der Sonnenuhren bei den Römern vgl. Plin. VII 213 ff., über deren Konstruktion Gust. Bilfinger: Die Zeitmesser der Alten. (Progr. d. Eberhard-Ludwig-Gymnas. Stuttgart 1886.)

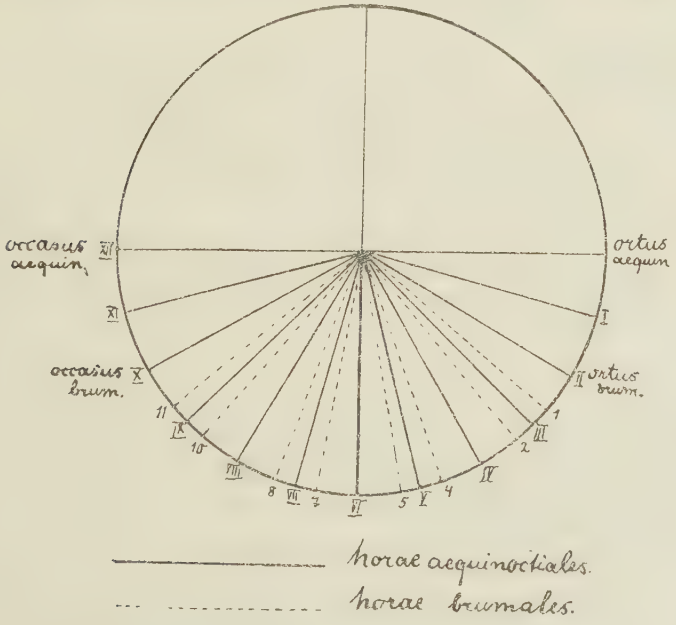
Das System der Feldmesser nahmen die Landleute willig an; auch für sie war ja bei ihren Anpflanzungen in Garten und Feld die Bestimmung der Richtung des Windes, der Herkunft der Niederschläge u. dergl. m. von hoher Bedeutung. Daher macht Plinius von der geschilderten Orientierungsweise Gebrauch, wenn er von ländlichen Angelegenheiten spricht. Buch XVII, 19 giebt er von den Weingärten an „quas in horas debeant spectare", XVII, 84 von den Bäumen: „in horam diei quintam vel octavam spectare maluerim". Gänzlich unanwendbar war jedoch diese Art der Richtungsbestimmung für einen Seemann. Er konnte wohl ungefähr den Kurs seines Fahrzeuges nach dem Stande der Sonne richten — aber eine genaue Einteilung des Horizonts in Stunden war für ihn ausgeschlossen. Hierzu fehlte ihm die Grundlage: das dem Wogenprall ausgesetzte Schiff bot keinen geeigneten Platz zur Aufstellung der Sonnenuhr, für deren richtiges Funktionieren eine genau horizontale Aufstellung und eine unveränderte Orientierung unbedingt erforderlich waren. Die Stundeneinteilung des Horizonts blieb daher stets ein dem Landbewohner eigentümliches Orientierungsmittel.

Wie kam aber diese spezifisch ländliche Ausdrucksweise in die geographische Litteratur? Hierfür ist eine weitere Pliniusstelle von grosser Wichtigkeit. Bei der Beschreibung Italiens bestimmt der Autor die Lage der Halbinsel, wie folgt: (III, 45) „Incedit [Italia] per maria caeli regione ad meridiem quidem, sed, si quis id diligenti subtilitate exigat, inter sextam horam primamque brumalem." Detlefsen hat im Hermes XXI pag. 240—265 überzeugend dargethan, dass die Grundlage für die Schilderung der europäischen Mittelmeerküste bei Plinius das verlorene Werk Varro's „de ora maritima"[1]) bildet. Unmittelbar vor der angezogenen Stelle wird Varro von dem Kompilator genannt: die neuerdings[2]) von Detlefsen vertretene Ansicht,

[1]) Von Vegetius 4, 41 „libri navales", von Solin. 11, 6 „opus quod de litoralibus est" genannt. Vgl. Mommsen zu Solin. p. XVIII—XIX. — Detlefsen wendet sich in seiner Abhandlung u. a. gegen die Ansicht Reitzenstein's („Die geographischen Bücher Varros, Hermes XX pag. 514 ff.), welcher „im Anschluss an einige sicher beglaubigte Fragmente des Werkes ‚de ora maritima' und unter Heranziehung weit zerstreuter Notizen über Winde, Wettervorbedeutungen u. a. bei Vitruv, Seneca, Sueton, Gellius, Vegetius vielleicht bisweilen etwas voreilig" zu dem Resultat kommt, die Küstenbeschreibung bei Plinius gehe nicht auf Varros „de ora maritima", sondern auf dessen „antiquitates" zurück; dem erstgenannten Werke spricht er keinen geographischen, sondern einen rein nautischen Charakter zu.

[2]) In Sieglin's „Forschungen zur alten Geschichte und Geographie" Heft 1, Leipzig 1901.

dass auch die zitierten Worte auf Varro zurückgehen, hat also doppelte Wahrscheinlichkeit für sich. Auch der sachliche Inhalt spricht dafür. Denn erinnert man sich, dass Varro, der „homo πολυγραφώτατος“,[1]) nicht nur ein eigenes Werk über die Landwirtschaft (de re rustica libri III) verfasst, sondern sich auch eingehend mit der Kunst der Agrimensoren[2]) beschäftigt hat, so wird man zugeben, dass ihm auch die Orientierungsweise der Agrimensoren geläufig sein musste. Ihm war ferner vollkommen klar, dass auch für eine feinere, noch über die Abstände von 15 zu 15° hinausgehende Genauigkeit der Richtungsbestimmung der Wechsel der Aufgangspunkte der Sonne und die Ungleichheit aequinoktialer und solstitialer Stunden ein Mittel biete. Die Bedeutung des verschiedenen Sonnenaufgangs, die er schon bei seiner Windrose zur Grundlage des ganzen Systems gemacht hatte — man vergleiche die auf Seite 35, Anm. 1 angeführten Worte des Seneca! — machte er sich nun in der Richtung zu nutze, dass er von der nach dem „ortus hibernus (brumalis)“ weisenden Stundenlinie an nach Westen bis zum „occasus hibernus (brumalis)“ „Winterstunden“ zählte,



[1]) Cic. ad Att. 13, 18.

[2]) J. Ritschl: Die Schriftstellerei des M. Terentius Varro. (Rhein. Mus. N. F. VI, Frankfurt 1848, pag. 535 = opusc. III Leipzig 1877, pag. 475.) Vgl. auch Schanz a. a. O. I pag. 372.

deren Richtlinien getrennt waren durch Winkel von je 10°.[1]) Die Kombination von aequinoktialen und brumalen Stunden, also einer 15° und 10°-Teilung, führte schon an und für sich in vielen Fällen zu einer Genauigkeit der Richtungsbestimmung bis zu 5°. Doch konnte dieses Ziel auch sonst erreicht werden durch die Bezeichnung „inter horam . . . . et . . . .“.

Mit „hora prima brumalis“ konnte Varro nunmehr scharf die Richtung E 40 S bezeichnen.

Der Grund, aus welchem er an der vorliegenden Stelle die Richtungsbestimmung der Feldmesser gewählt hat, lässt sich leicht erkennen: er wollte die Lage seines Heimatlandes möglichst genau festlegen — „diligenti subtilitate“, wie Plinius sagt — und dazu genügte ihm seine zwölfteilige Windrose nicht. So wurde er, der Ackerbauschriftsteller, das Bindeglied zwischen den Agrimensoren und Geographen und führte die technische Ausdrucksweise jener — wahrscheinlich schon in seinen antiquitatum libri XLI, von denen Buch VIII—XIII die Beschreibung des römischen Reiches enthielten[2]) — in die geographische Litteratur ein. Von ihm wird sie dann Statius Sebosus entlehnt haben.[3])

Aus den obigen Ausführungen geht weiterhin noch hervor, dass die Ansicht Berger's,[4]) Conrad Miller's[5]) und Detlefsen's,[6]) welche, um die Ausdrucksweise des Sebosus zu erklären, meinen, er hätte für sein Werk eine Weltkarte benutzt, die — etwa nach Art der Karte des Ravennaten — am Rande eine Stundeneinteilung aufgewiesen habe, kaum zutreffend sein wird. Die Wahrscheinlichkeit spricht sogar dagegen, dass unserem Autor überhaupt eine Karte vorgelegen hat. Sein Ausdruck „contra laevam Mauretaniae“ würde dann eine nördliche Orientierung fordern, wie sie für Karten jener

[1]) Die Einzeichnung von „Sommerstunden“, welche einen Winkel von je 20° einschliessen, in Varros System erübrigt sich, da deren Richtlinien, mit Ausnahme der unmittelbar am „decumanus“ anliegenden, stets mit aequinoktialen bezw. brumalen Stundenlinien zusammenfallen.

[2]) Augustin. civ. dei 6, 3 u. 4.

[3]) Hardouin's Ausspruch in seinem Kommentar zu dem Sebosusfragment: „Nihil est Geographis, nihil rusticae rei scriptoribus familiare magis quam per vulgares horas caeli regiones situmque terrarum designare“ ist also nur zum Teil richtig. Es war keineswegs Art der Geographen, die Richtung nach Sonnenstunden zu bestimmen.

[4]) H. Berger: Die geographischen Fragmente des Eratosthenes. Leipzig 1880 pag. 211. Geschichte der wissenschaftl. Erdkunde der Griechen. IV p. 100.

[5]) Mappae mundi VI Stuttgart 1898 pag. 51.

[6]) Bei Sieglin a. a. O. pag. 9.

Zeit entschieden nicht nachweisbar ist.[1]) Viel näher liegt es, bei dieser Wendung „zur Linken Mauretaniens“ die Anschauung zu Grunde zu legen, dass der Redende sich in das Land versetzt denkt und, den Rücken gegen den Atlas, das Gesicht gegen die gaditanische Meerenge gekehrt, die canarische Inselflur links von sich weiss. Benutzte aber Sebosus dennoch eine Karte, so hat sie keinesfalls eine Stundeneinteilung getragen. Denn, ganz abgesehen davon, dass die Annahme einer derartigen Hilfskonstruktion für die Erklärung von Sebosus' Richtungsbestimmung nach dem Gesagten überhaupt nicht nötig ist, hätte dieselbe in dem vorliegenden Falle auch eine Einteilung in Winterstunden aufweisen müssen, und hierfür könnte aus dem gesamten Kartenmaterial des Altertums und Mittelalters kein zweites Beispiel angeführt werden. Dagegen ist man wohl berechtigt, aus der Ausdrucksweise des Sebosus, welche, wie oben gezeigt wurde, niemals Seemannsart gewesen sein kann, den Schluss zu ziehen, dass er ein echter Landbewohner war.

Die einzige Bemerkung, welche bei Hudemann Beachtung verdient, stammt nicht von ihm selbst, sondern von dem gelehrten Pliniusforscher Hardouin. Es ist in der That garnicht unmöglich, dass der Geograph Sebosus mit dem Freunde des Catulus identisch ist. Zwar ist es gewagt, aus einer blossen Namensgemeinschaft ohne weiteres eine Identifikation der Personen herleiten zu wollen, aber der Name Sebosus scheint recht selten gewesen zu sein, und überdies muss auch unser Autor in der Zeit, zu welcher Cicero seine Briefe an Atticus richtete (s. o. Seite 32), gelebt haben. Durch zwei Ereignisse ist nämlich die Abfassungszeit seines Werkes begrenzt: einmal durch die Unterredung des Sertorius mit den lusitanischen Seeleuten, die etwa ins Jahr 80 v. Chr. zu setzen ist; denn damals waren die Canaren, über welche Sebosus als erster schrieb, den Römern noch garnicht bekannt; der Name „Fortunaten“ haftete noch an Madeira und Porto Santo.[2]) Andererseits durch die Entdeckungsfahrt der Leute Juba's, welche die durch Sebosus gewonnene Erkenntnis des Archipels ergänzte und weiter ausbaute.[3]) Juba regierte in Mauretanien, nachdem er von 30—25 Numidien beherrscht hatte, von 25 v. Chr.

[1]) Über die Orientierung der Karten der Alten vgl. A. Elter: De forma urbis Romae deque orbis antiqui facie dissertatio posterior. Univers. Bonn 1891 pag. IX ff. Vgl. auch Hülsen in den Mitteilungen des kaiserl. dtsch. archäolog. Instituts. Röm. Abteilg. V. Rom 1890 pag. 46 ff.

[2]) Vgl. oben pag. 7.

[3]) Vgl. oben pag. 8 ff.

bis 23 n. Chr.,[1]) er wird also seine Expedition kurz vor oder kurz nach Beginn der christlichen Zeitrechnung angeordnet haben. Zwischen 80 v. Chr. und dem Ausgang des letzten vorchristlichen Jahrhunderts hat demnach Sebosus sein Werk niedergeschrieben. Cicero's Briefe stammen aus dem Jahre 59: Hardouin's Annahme ist also keineswegs ohne weiteres von der Hand zu weisen.[2])

Ganz unberechtigt sind jedoch die Schlüsse, die Hudemann aus den Bemerkungen Cicero's für den Charakter des Sebosus ziehen will. Aus den Worten des Redners folgt weiter nichts, als dass er auf seinem Formianum von den Nachbarn mehr Besuch erhielt, als ihm lieb war. Besonders oft scheinen ihn die namentlich erwähnten Arrius und Sebosus in seiner ländlichen Zurückgezogenheit gestört und ärgerlich gestimmt zu haben. Für die Beurteilung ihres Charakters bietet sich aber hierin doch absolut kein Anhalt! —

Überblicken wir noch einmal den bisherigen Gang der Untersuchung, so zeigt sich, dass ihr bestimmtestes Resultat negativ geblieben ist: die Zurückweisung veralteter, falscher Ansichten. Das verfügbare Material reicht eben nicht aus, um ein genaueres Bild von dem Leben des Sebosus zu gewinnen. Recht unzureichend ist es auch für die Beurteilung von Form und Inhalt seines Werkes. Es kann hierbei nur hervorgehoben werden, dass alle vier uns bei Plinius erhaltenen Fragmente über Gegenden handeln, die an den äussersten Grenzen der bekannten Welt lagen. Die Beschreibung der fernsten Länder mag also der Gegenstand der Schrift gewesen sein, die ihr Verdienst darin suchte, mit der sorgfältigen Sammlung älterer Nachrichten die Ergebnisse eigener Erkundigungen über neue Entdeckungsfahrten zu verbinden. Dass bei einem solchen Thema das Aussergewöhnliche und Wunderbare eine gewisse Rolle gespielt haben kann, ist nicht ausgeschlossen; das Fragment von den „Würmern" im Ganges

[1]) Das Jahr 25 bezeugt als Beginn von Juba's Regierung in Mauretanien Dio 53, 26. Sein Todesjahr lässt sich mit hinreichender Sicherheit aus dem Studium der Münzen rekonstruieren, und zugleich gewinnt man auf diese Weise eine Bestätigung für Dio's Angabe. Nach den Münzen hat Juba 48 Jahre regiert. Die letzte Münze seines Nachfolgers Ptolemaeus trägt das Regierungsjahr 18, er starb a. 40, folglich muss er 23 p. Chr. seinem Vater gefolgt sein. 48 Jahre zurückgerechnet, giebt das Jahr 25 v. Chr. für Juba's Regierungsantritt. Vgl. dazu L. Müller: Numismatique de l'ancienne Afrique III. Kopenhagen 1862. pag. 103—125.

[2]) Plin. hat die von ihm VI, 183 aufgezählten Autoren augenscheinlich mit Rücksicht auf die Zeitfolge genannt. Timosthenes war nach ihm Flottenbefehlshaber des 2. Ptolemaeus (regiert 285—247). Eratosthenes lebte 276—196. Artemidoros um 100 v. Chr. Auf ihn folgt Sebosus.

(Plin. IX, 46) legt diese Annahme nahe. Für den ernsten Charakter des Werkes bleibt indessen die Darstellung der Fahrt nach den Canaren ein unzweideutiges Zeugnis.

Die Frage, woher Sebosus den Inhalt seines Werkes entnommen hat, ist für ein Fragment schon in der Abhandlung über die „Kunde des Altertums von den Canarischen Inseln" beantwortet worden.[1]) Es wurde dort ausgeführt, dass sein Bericht von den Fortunaten auf Fahrten zurückgehen wird, welche von der alten Phönikierstadt Gades aus in den westlichen Ozean unternommen worden waren. Gades war seit dem hannibalischen Kriege mit Rom verbündet und hatte sich gern und willig an die Römer angeschlossen, da es deren starken Schutzes gegen die kriegerischen Stämme seines Hinterlandes dringend bedurfte. Das römische Wesen gewann mehr und mehr Eingang: auf den erhaltenen Grabinschriften finden sich ausschliesslich echt römische Namen.[2]) Gerade in der Zeit, in der Sebosus gelebt hat, knüpften sich die Beziehungen zwischen Rom und dem Vorort seiner blühenden Provinz Baetica noch enger: Caesar verlieh ihm das Bürgerrecht,[3]) und als Munizipium[4]) führte es in der Folge den Namen „Municipium Augustum Gaditanum".[5]) Besonders bedeutungsvoll ist, dass im Jahre 40 v. Chr. als erster Ausländer (Plin. VII, 135) ein Gaditaner römischer Konsul wurde: L. Cornelius Balbus maior, der eifrige Cäsarianer,[6]) nachdem er bereits im Jahre 72 auf den Antrag der Konsuln L. Gellius und Cn. Cornelius Lentulus das ihm von Pompeius zugesprochene Bürgerrecht bestätigt erhalten hatte. Unter solchen Umständen musste der Verkehr zwischen Rom und seiner Handelsmetropole für den atlantischen Ozean besonders rege sein, und da sich in Rom eine starke gaditanische Kolonie befand,[7]) konnte sie dem Sebosus über alle Unternehmungen und Entdeckungen ihrer Landsleute Aufschluss geben.

Die Auffindung der Quellen für die noch übrigen Fragmente aus Sebosus' Werk soll in den folgenden Kapiteln versucht werden.

---

[1]) pag. 21 ff.

[2]) Inscr. Hisp. Lat. ed. Hübner Einleitung pag. 229—230. Über die zwischen Rom und Gades bestehende Freundschaft s. Strabo III, 140, 141.

[3]) Dio Cass. XLI, 24, 1.

[4]) Columella: de re rustica VIII, 16, 9.

[5]) So nach den Inschriften; Plinius giebt IV, 119 der Stadt fälschlich den Namen „Augusta urbs Julia Gaditanorum".

[6]) Dio Cass. XLVIII, 32, 2. Wichtigste Quelle über ihn Cic. pro Balbo und ep. ad Att. Vgl. Drumann, Geschichte Roms II pag. 594—608; Münzer in Pauly-Wissowas Encykl. IV, Sp. 12600 ff.

[7]) Strabo III, 168.

Auch hierbei werden wir zu dem Resultat kommen, dass der Autor nicht Ergebnisse eigener Forschung bietet, dass er nicht der „kühne Seefahrer“ Hudemann's und Curt Fischer's, sondern ein — vielleicht recht trockener — Stubengelehrter war.

II.

Die vier bekannten Fragmente aus dem Werke des Sebosus.

1. Plin. VI, 202: Sunt qui ultra eas (scil. insulas a Juba repertas) Fortunatas putant esse quasdamque alias, quarum numero idem Sebosus etiam spatia complexus Junoniam abesse a Gadibus DCCL m. p. tradit. Ab ea tantundem ad occasum versus Pluvialiam Caprariamque; in Pluvialia non esse aquam nisi ex imbribus. Ab iis CCL m. p. Fortunatas contra laevam Mauretaniae in VIII. horam solis, vocari Invallem convexitate et Planasiam a specie, Invallis circuitu CCC m. p., arborum ibi proceritatem ad CXIIII pedes adolescere.

2. Plin. VI, 200—201: [Contra hoc quoque promontorium (i. e. Hesperu ceras) Gorgades insulae narrantur, Gorgonum quondam domus, bidui navigatione distantes a continente, ut tradit Xenophon Lampsacenus. Penetravit in eas Hanno Poenorum imperator prodiditque hirta feminarum corpora, viros pernicitate evasisse, duarumque Gorgadum cutis argumenti et miraculi gratia in Junonis templo posuit spectatas usque ad Carthaginem captam.] Ultra has etiamnum duae Hesperidum insulae narrantur, adeoque omnia circa hoc incerta sunt, ut Statius Sebosus a Gorgonum insulis praenavigatione Atlantis dierum XL ad Hesperidum insulas cursum prodiderit, ab iis ad Hesperu ceras unius.

3. Plin. VI, 183: . . . nam Timosthenes classium Philadelphi praefectus sine mensura dierum LX a Syene Meroen iter prodidit, Eratosthenes DCXXV mil., Artemidorus DC mil., Sebosus ab Aegypti extremis (XVI) LXXV mil. passuum, unde proxume dicti (XII) L m.

4. Plin. IX, 46: In eodem (scil. Gange) esse Statius Sebosus haut modico miraculo affert vermes branchiis binis, sexaginta cubitorum, caeruleos, qui nomen a facie traxerunt. His tantas esse vires, ut elephantos ad potum venientes mordicus comprehensa manu eorum abstrahant.

1.

Das in obiger Übersicht an erster Stelle angeführte Fragment ist in meiner Abhandlung über „Die Kunde des Altertums von den Canarischen Inseln“ bereits ausführlich besprochen worden. Fragment 2 und 3 enthalten lediglich Entfernungsziffern und sollen deshalb in diesem Abschnitt zusammen betrachtet werden.

Das erste derselben führt uns mitten in ein Kapitel hinein, das, wie Plinius selbst gestehen muss, nur sehr ungewisse Nachrichten enthält: nämlich Angaben über die Libyens Westküste vorgelagerte Inselwelt. Als besonderes Beispiel für die betreffs jener Gegenden herrschende Unsicherheit wird der Bericht des Sebosus von der Lage der Gorgonen- und Hesperideninseln angeführt, da er sich durchaus nicht mit dem vorhergehenden des Xenophon aus Lampsakus vereinigen lassen will. Nach diesem Autor lagen gegenüber dem „Hesperu ceras" die „gorgadischen Inseln", „Gorgonum quondam domus". Auch Sebosus kennt das „Hesperu ceras": er verlegt aber in dessen Nähe nicht die „Gorgonen-", sondern die „Hesperiden-Inseln" (eine Tagfahrt von ihm), während er seine „insulae Gorgonum" von den letzteren — also zugleich von dem „Abendhorn" — 40 Tagereisen entfernt ansetzt. An eine unrichtige Überlieferung zu glauben, liegt kein Grund vor, da es ja Plinius gerade auf die Betonung des auffallenden Unterschiedes ankommt. Es ist mithin nur die eine Möglichkeit vorhanden, dass beide Autoren ganz verschiedene Inselgruppen als „Gorgoneninseln" bezeichnen. Dieselben genau zu lokalisieren, ist bei so schwankender Grundlage allerdings unmöglich; aber der Versuch, einen ungefähren Begriff von ihrer Lage zu erhalten, ist nicht aussichtslos.

Über die Identifizierung des Hesperu ceras haben namhafte Forscher ihre Meinungen ausgesprochen. Für unsern Zweck ist es gleichgültig, ob man es mit Carl Müller[1]) und O. Peschel[2]) an der Bissagosküste oder mit Isaac Voss,[3]) Tzschukke,[4]) Curt Fischer[5]) im Cap Verde zu suchen hat: es genügt, wenn wir es innerhalb des durch die genannten Punkte begrenzten Küstensaumes annehmen. Von ihm aus 40 Tagfahrten entfernt sollen die „Gorgoneninseln" des Sebosus liegen; über die Richtung sagt derselbe dabei nichts. Allein sie kann nicht zweifelhaft sein. Der südlichste Punkt, den die Alten an Afrikas Westküste je erreicht haben, ist Hanno's „νότου κέρας", das nach ihm nur durch 7 Tagereisen vom „Abendhorn", also auch von des Sebosus „Hesperiden", getrennt ist. Mithin müssen die „Gorgonen" nördlich von der ersten Gruppe liegen,[6]) nicht, wie

[1]) Geogr. Gr. min. I.

[2]) Geschichte der Erdkunde, 2. Aufl. München 1878 pag. 21 ff.

[3]) Observationes ad Pomp. Melam pag. 309.

[4]) ed. Pomp. Melae de situ orbis libri III Bd. III, 3 Leipzig 1806 pag. 404.

[5]) a. a. O. pag. 37 ff.

[6]) Das erkannte schon Salmasius: Plin. Excercitt. in C. Jul. Sol. Polyhist. II. Paris 1629 pag. 1297.

Hudemann meint, südlich. Darauf weisen zum Überfluss auch noch die Worte bei Plinius „praenavigatione Atlantis", die sonst ganz unverständlich wären. Hanno benötigte für seine Entdeckungsfahrt von den Säulen des Hercules bis zur Bissagosküste $44^1/_2$, bis zum Cap Verde $37^1/_2$ Tage;[1]) die Angabe des Sebosus lässt sich also mit der des Karthagers recht gut vereinigen, wenn man, die nördlich gerichtete Fahrten hemmende Canarenströmung berücksichtigend, seine Inseln etwas nördlich des Atlas ansetzt.

Das stimmt vortrefflich überein mit der ältesten Form der Sage von den Hesperiden und Gorgonen; denn sie ist aufs Engste mit dem Mythos von dem Riesen Atlas verknüpft.[2]) Schon Hesiod (Theog. 517—518) stellt den „Himmelsträger" „πρόπαρ Ἑσπερίδων λιγυφώνων": die Gorgonen aber wohnen bei ihm

„πέρην κλυτοῦ Ὠκεανοῖο
ἐσχατιῇ πρὸς νυκτός, ἵν' Ἑσπερίδες λιγύφωνοι",[3])

d. h. ebenfalls nahe dem Atlas. Diodor Sic. IV, 27 berichtet sogar — im Gegensatz zu Theog. 274 —, dass die Hesperiden die Töchter des Atlas und der Hesperis, der Tochter seines Bruders Hesperus, seien.[4])

Auch als die Sagen eine geographische Wendung bekamen, als Atlas zu einem Berge wurde, blieb der Wohnsitz jener mythischen Wesen zunächst in seiner Nähe.

Nach Dionysios, „der die Nachrichten über den Argonautenzug und noch viele andere Begebenheiten aus der ältesten Zeit zusammengestellt hat," (συντεταχμένῳ) [Diod. Sic. III, 52] führten die kriegerischen Bewohnerinnen der unweit vom „Berge Atlas" gelegenen Insel Hespera einen blutigen Krieg mit dem den „Atlanteern" benachbarten Weibervolk der Gorgonen.[5]) Ovid. Met. IV, 772 ff. lässt die Gräen, die Schwestern und „πρόφυλακες" (Aesch. Prom. 798. Hygin. Astr. II, 12)

[1]) s. Carl Müller a. a. O. pag. XXV.

[2]) Preller-Robert: Griechische Mythologie I. Berlin 1887 pag. 560 ff. Jacobi: Handwörterbuch der griechischen und römischen Mythologie. Leipzig 1847 pag. 412 Anm. Völcker: Mythische Geographie der Griechen und Römer. 1. Teil. Leipzig 1832 pag. 50. Roscher: Lexikon der griechischen und römischen Mythologie. Leipzig 1890 I. Sp. 2594 ff.

[3]) Theog. 274 ff.

[4]) Für die Hesperiden ist die Lage nahe am Atlas noch bezeugt bei Mela III, 10 Verg. Aen. IV, 480 ff., Ovid. Met. IV 628; Apoll. Rhod. Argon. IV, 1399. Plin. XIX, 22 erwähnt einen „hortus Hesperidum" in der Nähe von Lixus in Mauretanien. Vgl. Roscher a. a. O. I. Sp. 2598.

[5]) Bei Diod. Sic. III, 54.

der Gorgonen „sub Atlante“ wohnen, und auch Servius (zu Aen. VI, 289) weist den Töchtern der Keto ihren Aufenthalt nahe dem Atlas an.

Dieser frühesten Gestalt des uralten Mythos ist Statius Sebosus bei der Festlegung seiner Gorgoneninseln gefolgt. Eine jüngere Version hat er aber für die Lage seiner „Hesperiden“ zu Grunde gelegt. Mythische Örtlichkeiten haben nie einen festen Halt, „sie werden bald hierhin, bald dorthin gesetzt, knüpfen an jede neuere Entdeckung ihre alten Namen und rücken mit fortschreitender Ländererkenntnis immer weiter — an die Enden der Welt“.[1]) Der Gleichklang und die inhaltliche Verwandtschaft des Namens von Hanno's „Hesperu“ ceras wird die Ursache dafür gewesen sein, dass die „Hesperiden“inseln im Laufe der Zeit vom Atlas an jenes Vorgebirge verlegt wurden.

Ein lehrreiches Beispiel für eine solche Verschiebung mythischer Örtlichkeiten, auf die Zufälligkeiten, wie ähnlich klingende Namen, von höherem Einfluss sind als historische Thatsachen, gewährt der Bericht des Lampsakeners Xenophon, in welchem die von Sebosus überlieferte Entwickelungsstufe folgerichtig ausgebaut ist. In ihm ist der Widerspruch mit dem älteren Zweige des Mythos gemildert: beide Inselgruppen liegen, den Angaben Hesiod's entsprechend, zusammen — nur nicht am Atlas, sondern am „Abendhorn“. Die Veranlassung für diese Wanderung der „Gorgonen“ nach Süden geht aus Plinius' eigenen Worten klar hervor: es war der Bericht von Hanno's „Gorilleninsel“. Das abschreckende Aussehen, die unbändige Wildheit ihrer Bewohnerinnen, der „γυναῖκες δασεῖαι τοῖς σώμασιν“, — der Name „Gorgonen“ liess sich von γοργός, wild, schrecklich, grimmig ableiten — führte zu einer Identifizierung der „Gorillen“ mit den „Gorgonen“.[2]) So sagt Plinius, der an der vorliegenden Stelle nicht unmittelbar aus Hanno schöpft, wie verschiedene Abweichungen beweisen,[3]) der kühne Karthager habe die Häute zweier „Gorgaden“ nach Karthago gebracht. Hanno's Eiland lag aber nicht am „Abendhorn“, sondern noch südlicher, am νότου κέρας. Daran kehrte sich der Mythos jedoch nicht: er wollte die Gorgonen wieder mit den an jenes Vorgebirge verlegten

[1]) Völcker a. a. O. pag. 11.

[2]) Vgl. Vivien de St. Martin: Le Nord de l'Afrique dans l'antiquité grecque et romaine. Paris 1863 pag. 396. Mannert a. a. O. X, 2 pag. 510: Carl Müller a. a. O. pag. 14 u. a.

[3]) 1. Der abweichende Name, 2. der Bericht von der Erbeutung zweier Häute, Hanno erwähnt deren drei, 3. die Bemerkung von deren Aufbewahrung im Junotempel bis zur Einnahme Karthagos. Letzteres spricht für Polybius als Quelle.

Hesperiden vereinigen, und wies auch ihnen die Lage am Hesperu ceras zu.[1])

Zum Schlusse sei noch bemerkt, dass sowohl die „Gorgades insulae" Xenophons wie die „Hesperiden" des Sebosus in der Nähe der Küste zu suchen sind; beide Autoren betonen das ausdrücklich. Man darf also keinesfalls mit Hudemann, O. Peschel[2]) u. a. an die Inseln des grünen Vorgebirges denken, deren Entfernung vom Kontinent viel zu gross ist. —

In dem VI, 183 von Plinius wiedergegebenen Fragmente[3]) bietet Sebosus wiederum eine Entfernungsbestimmung, welche dem Kompilator in Widerspruch zu stehen scheint mit den Berichten anderer Autoren. Müllenhoff beschäftigt sich, allerdings nur beiläufig in einer Fussnote, mit dieser Stelle und meint, Sebosus habe in seiner Ziffer, wie einst schon Eratosthenes, das Mass für die Länge des Nillaufes von Syene bis Meroë ausdrücken wollen.[4]) Dabei übersieht er jedoch ganz die Bemerkung, die Plinius der Angabe des Sebosus hinzufügt: dass sich dieselbe nämlich auf eine Strecke bezieht, für welche die [autores] proxume dicti — und das können doch nur Eratosthenes und Artemidor sein — 1250 Milien (= 10000 Stadien) angesetzt hätten. Nun rechnet Eratosthenes bei Strabo XVII, 786 für den Lauf des Nils auf der genannten Strecke nicht 10000, sondern 12900 Stadien. Das erstgenannte Mass dagegen giebt der Alexandriner,[5]) und mit ihm Artemidor,[6]) für die geradlinige Entfernung von Alexandria nach Meroë, und zwar so, dass je 5000 Stadien auf die Abschnitte Alexandria—Syene und Syene—Meroë fallen.[7]) Es ist das jenes Mass, welches für die Messung des Erdumfangs von grundlegender Bedeutung wurde und, wie Müllenhoff (a. a. O.) selbst sagt, „auch bei den späteren Geographen feststand, wie kein anderes." Alexandria, und nicht Syene, ist demnach der Ausgangspunkt für die Entfernungsbestimmung des Sebosus, der mit dem unbestimmteren „Aegypti extrema" nicht die Süd- sondern die Nordgrenze des Landes meint. Nur giebt er nicht, wie Eratosthenes und Artemidor, die Entfernung

[1]) Pomponius Mela erwähnt III, 93 nach einer Bearbeitung Hanno's die Gorilleninsel am νότου κέρας, berichtet aber ausserdem noch von „Gorgoneninseln" am Abendhorn, erkennt also nicht den Zusammenhang zwischen beiden Gruppen.

[2]) a. a. O. p. 25.

[3]) Text s. Seite 42.

[4]) Deutsche Altertumskunde I. Berlin 1890 pag. 276 Anm.

[5]) Strabo I, 62. Plin. II, 183, 184.

[6]) Plin. II, 245.

[7]) Strabo II, 114, 132; Plin. a. a. O.

in Luftlinie auf Grund astronomischer Berechnungen an, sondern ihm dient ein Itinerar als Unterlage. Die in ihren Ziffern verschiedenen Angaben schliessen also keineswegs einander aus. Brunn vermutet sogar in seiner bereits zitierten Schrift „de auctorum indicibus Plinianis" pag. 51, dass sie schon in des Sebosus Werk neben einander gestanden haben und von Plinius demselben gemeinsam entnommen worden sind — eine Ansicht, die jedenfalls Beachtung verdient!

Von wem das von Plinius speziell dem Sebosus zugeschriebene Itinerar ursprünglich stammt, lässt sich freilich nicht mehr ermitteln. Wahrscheinlich ist es aus der Ptolemaeerzeit herzuleiten: sie war für die Erforschung der oberen Nilländer im Altertum eine der wichtigsten Epochen.[1]) Vielleicht ist einer der unmittelbar zuvor von Plinius erwähnten, sonst aber unbekannten Forscher: Dalion,[2]) Aristocreon,[3]) Basilis[4]) oder der jüngere Simonides, der sich ja nach Plinius (VI, 183) während der Abfassung seines Werkes über Äthiopien fünf Jahre lang in Meroë aufgehalten haben soll, der Gewährsmann unseres Autors gewesen. Bemerkenswert ist jedenfalls, dass die Quelle des Sebosus bereits über ein recht gutes Material verfügt haben muss. Denn bringt man mit Rücksicht auf die weit ausgreifenden Krümmungen des Nil, durch welche auch die Richtung der Strassen beeinflusst wird, für die Strecke Syene—Meroë eine die Hälfte der Gesamtsumme (also 837,5 Milien) etwas übersteigende Milienzahl in Anschlag, so erhält man für diesen Abschnitt eine Entfernungsbestimmung, welche von dem Resultate der durch Kaiser Nero eigens zur Erforschung jener Gegenden ausgesandten Kundschafter[5]) (871 Milien) nicht weit abweichen kann!

2.

Plin. IX, 46: In eodem (scil. Gange) esse Statius Sebosus haut modico miraculo affert vermes branchiis binis, sexaginta cubitorum, caeruleos,

[1]) Vivien de St. Martin: Le Nord de l'Afrique dans l'antiquité grecque et romaine. Paris 1863 pag. 67. Müller: Fragm. Hist. Gr. IV pag. 347; Mannert a. a. O. X, 1 pag. 111; Pauly: Realencykl. VI, 1 pag. 195.

[2]) Zu Plin. XX—XXIII wird ein Dalion im Index als Arzt angeführt, lib. XX cap. 27 „herbarius" genannt. (Vgl. Joh. Voss: De historicis Graecis. 2. Aufl. Lugdun. Bat. 1650 pag. 350.)

[3]) Er wird von Plin. schon V, 59 erwähnt.

[4]) Voss a. a. O. pag. 336: „Indica prodidit: quorum secundum citat Athenaeus IX . . . Agatharchidas autem libro de rubro mari eius meminit inter illos, qui orientis loca descripserunt."

[5]) Plin. VI, 181 u. 184.

qui nomen a facie traxerunt. His tantas esse vires, ut elephantos ad potum venientes mordicus comprehensa manu eorum abstrahant.

Das letzte Fragment des Sebosus, dessen Ableitung und Erklärung bei weitem die grösste Schwierigkeit bietet, findet sich inmitten eines Kapitels, welches die aussergewöhnliche Grösse einzelner Fische, wie des Thunfisches, des Welses, des Hechtes behandelt. Dieser Umstand mag manchen Forscher dazu verleitet haben, unter den von Sebosus erwähnten Tieren gleichfalls Fische zu verstehen,[1]) zumal Plinius selbst kurz zuvor sagt, er wolle die merkwürdigsten Arten der Fische beschreiben. Bei näherer Betrachtung erheben sich jedoch mancherlei Einwände gegen einen solchen Schluss. Schon Heinrich Brunn[2]) hat — offenbar mit Recht — darauf aufmerksam gemacht, dass durch die vorliegende Stelle der Zusammenhang des Textes unterbrochen zu sein scheint, und nimmt daher an, Plinius habe den ganzen Bericht des Sebosus erst nachträglich bei einer späteren Überarbeitung seiner „Naturgeschichte" eingefügt. Es scheint in der That, als ob das unmittelbar vorher erwähnte Vorkommen der „Platanisten" im Ganges, zusammen mit der Schilderung von der Kraft des Welses, der im Stande sein soll, „schwimmende Pferde unter das Wasser zu ziehen", den Kompilator zu einer Randbemerkung über eine andere Art in Indiens Riesenstrom lebender Wassertiere von wunderbarer Stärke veranlasst habe.

Zu betonen ist ferner, dass Plinius die Geschöpfe ausdrücklich „vermes", nicht „pisces" nennt. Hardouin sucht dieser Schwierigkeit dadurch zu begegnen, dass er die Worte „qui nomen a facie traxerunt" zur Erklärung herbeizieht, also meint, es seien zwar Fische, aber nach ihrem wurmartigen Aussehen hätten sie den Namen „Würmer" erhalten. — Es erscheint wenig wahrscheinlich, dass der Name einer bestimmten, in sich fest abgeschlossenen Tierklasse auf Individuen, die einer ganz anderen Klasse angehören, übertragen worden wäre. Vielmehr wird sich zeigen, dass die fraglichen Worte bei Plinius eine ganz andere, ungezwungene Erklärung finden. Zunächst aber gilt es Umschau zu halten, ob nicht bei anderen Schriftstellern Nachrichten uns begegnen, die auf die von Sebosus aufgegriffene Merkwürdigkeit der Wasserfauna Indiens sich beziehen lassen.

---

[1]) So Hardouin a. a. O. pag. 506; ebenso erwähnt Lenz: Zoologie der alten Griechen und Römer, Gotha 1856 pag. 486 die „vermes" unter der Klasse „Fische".

[2]) a. a. O. pag. 15.

Vergebens mustern wir die Fragmente der Geschichtsschreiber des Alexanderzuges[1]) und der Beziehungen, die dadurch zu Indien erwuchsen. So zahlreich bei Aristobulos, Nearchos, Onesicritos, Megasthenes u. s. w. in der unter ihrem Namen erhaltenen Überlieferung Schilderungen der wunderbarsten Geschöpfe sich finden, begegnet uns nirgends ein bestimmter Anhalt dafür, dass Sebosus die Kunde von seinen rätselhaften „Würmern" im Ganges ihnen entnommen habe. Erst wenn wir noch einen Schritt weiter in die Vergangenheit zurückthun, bis zu Ktesias, dem Leibarzt des Artaxerxes Mnemon, dem Verfasser des einzigen systematischen Werkes über Indien, dass die Griechen bis zur makedonischen Zeit besassen, stossen wir auf eine beachtenswerte Spur. Seine Ἰνδικά sind freilich auch nur in dem stark verkürzten und dazu nicht einmal sorgfältig angefertigten[2]) Auszuge des Photius, des gelehrten Patriarchen von Constantinopel, auf uns gekommen, aber auch dieses Stückwerk genügt noch, um die Untersuchung ein Stück vorwärts zu bringen.

Ktesias berichtet nämlich von einem Wurm (σκώληξ), der im „Flusse der Inder" lebe, „ähnlich denen, die in den Feigengebüschen

[1]) Sie gewährten auch noch den römischen Geographen und Historikern die Grundlage ihres Wissens über Indien. Vgl. v. Bohlen: Das alte Indien mit besonderer Rücksicht auf Ägypten I. Königsberg 1830 pag. 70; Megasthenis Indica ed. Schwanbeck, Bonn 1846 pag. 80; Lassen: Indische Altertumskunde II. Bonn 1847 pag. 621—622 und III (1849) pag. 87 u. a. m. — Selbst der Fall Alexandrias vermochte nicht umgestaltend auf die wissenschaftliche Erkenntnis Indiens einzuwirken, obwohl infolge des ausgedehnten Handels der ägyptischen Stadt dem prachtliebenden Rom der Weg zu den reichen Schätzen Indiens eröffnet wurde. Gerade deswegen rührten nämlich die meisten Nachrichten über dieses Land von Kaufleuten her, deren streng zubemessene Zeit eingehendere Forschung nicht zuliess und deren mangelhafte Vorbildung sie jedenfalls garnicht ermöglicht hätte. Vgl. Strabo XVI, 686: καὶ οἱ νῦν δὲ ἐξ Αἰγύπτου πλέοντες ἐμπορικοὶ τῷ Νείλῳ καὶ τῷ Ἀραβίῳ κόλπῳ μέχρι τῆς Ἰνδικῆς σπάνιοι μὲν καὶ περιπεπλεύκασι μέχρι τοῦ Γάγγου, καὶ οὗτοι ἰδιῶται καὶ οὐδὲν πρὸς ἱστορίαν τῶν τόπων χρήσιμοι.

[2]) Vgl. Lassen a. a. O. II pag. 636: „Der Auszug aus Ktesias' Schrift ist . . . so nachlässig gemacht worden, dass er keinen passenden Massstab gewährt, um den wahren Wert des Originals zu beurteilen." Ebenda pag. 643: „Der Hauptgrund (für die Dürftigkeit des Berichts des Ktesias über die indische Pflanzenwelt) wird in der Nachlässigkeit und Unvollständigkeit des allgemeinen Auszuges gesucht werden müssen." Den von Ste. Croix in „Examen critique des anciens historiens d'Alexandre le Grand" Paris 1804 pag. 8 vertretenen Standpunkt dürfte heut wohl niemand mehr teilen: „Si les ouvrages de Ctésias ne sont point parvenus en entier jusqu' à nous, c'est par une justice que le temps n'exerce pas toujours avec la même sévérité. Cet historien . . . paroît n'avoir écrit que dans l'intention de contredire Hérodote et Xénophon. Pour varier et orner son récit, il eut recours au fabuleux et chercha à dénaturer les faits."

vorkommen, von 7 Ellen Länge; es giebt jedoch grössere und kleinere. Diese Würmer sind so dick, dass ein zehnjähriger Knabe sie kaum mit den Armen umspannen können soll. Sie haben zwei Zähne, einen oben und einen unten, und was sie mit den Zähnen erfassen, das schlingen sie hinab. Tagsüber halten sie sich im Schlamm des Stromes auf, in der Nacht jedoch kriechen sie heraus, und wenn einer von ihnen auf dem Lande auf ein Rind oder ein Kameel stösst und es mit den Zähnen erfasst hat, so hält er es fest und schlingt es ganz und gar hinunter, ausser den Eingeweiden."[1])

Vergleicht man die Erzählung des Knidiers mit der des Römers, so ist eine enge Verwandtschaft zwischen beiden, im Ganzen betrachtet, unverkennbar, wenn sie auch in den Einzelheiten auseinandergehen.[2]) Für diese nahe Beziehung spricht nicht nur die Ähnlichkeit des ganzen Sachverhalts: für sie spricht auch die Benennung der Tiere mit σκώληξ = vermis und ferner eine gewisse Übereinstimmung im Ausdruck, wie [ὃς ἂν] „δάκῃ, συλλαβών" und „mordicus comprehensa" [manu]. In dem etwas ausführlicheren Exzerpte aus Ktesias über den indischen σκώληξ bei Aelian (Nat. animal. V, 3) geht sogar die Konkordanz noch einen Schritt weiter: auch Aelian sagt, wie Sebosus, dass der „Wurm" die zum Trinken an den Fluss kommenden Tiere ins Wasser hinabziehe und verzehre. Dass andererseits unter dem „ποταμὸς τῶν Ἰνδῶν" des knidischen Arztes nicht der Ganges, sondern der Indus zu verstehen ist, wie aus § 1 des Photiusauszuges und aus Aelian (a. a. O.) klar hervorgeht, ist unwesentlich, da Ktesias den Ganges wahrscheinlich überhaupt gar nicht gekannt hat.[3]) Er giebt ja zu, die Tiere nicht mit eigenen Augen gesehen zu haben (φασί!), und wenn man ihm von denselben berichtete, dass sie in einem grossen Strome lebten, so ist es sehr erklärlich, wenn er sie in den ihm allein bekannten Indus versetzt.

---

[1]) Ctesiae Cnidii operum reliquiae ed. Joh. Chr. F. Baehr, Frankfurt a/M. 1824 pag. 255. Cap. 27 = C. Müller, Ctesias (in der Pariser Herodotausgabe) pag. 85 und frg. 80: „ὅτι ἐν τῷ ποταμῷ τῶν Ἰνδῶν σκώληξ γίνεται, τὸ μὲν εἶδος, οἷόνπερ ἐν ταῖς συκαῖς εἴωθε γίνεσθαι, τὸ δὲ μῆκος πήχεων ἑπτά. καὶ μείζους δὲ καὶ ἐλάττους. τὸ δὲ πάχος δεκαετέα παῖδα μόλις, φασὶ ταῖς χερσὶ περιλαβεῖν. ἔχουσι δὲ ὀδόντας δύο, ἕνα ἄνω καὶ ἕνα κάτω. καὶ ὅτι ἂν λάβωσι τοῖς ὀδοῦσι, κατεσθίουσι. καὶ τὴν μὲν ἡμέραν ἐν τῇ ἰλύι τοῦ ποταμοῦ διαιτῶνται, τῇ δὲ νυκτὶ ἐξέρχονται. καὶ τούτων ὃς ἂν ἐντύχῃ τινὶ ἐν τῇ γῇ βοΐ ἢ καμήλῳ καὶ δάκῃ, συλλαβὼν ἕλκει εἰς τὸν ποταμόν, καὶ πάντα κατεσθίει, πλὴν τῆς κοιλίας."

[2]) Schon Gesner Hist. animal. IV Zürich 1588 hat diese nahe Verwandtschaft erkannt, ebenso Hardouin a. a. O., Schneider in seiner Aelian-Ausgabe Leipzig 1784 pag. 143, Jacobs (ed. Aelian.) Jena 1832 pag. 203.

[3]) Vgl. Lassen a. a. O. II pag. 637; v. Bohlen a. a. O. pag. 65.

Auffallend ist in des Ktesias Bericht die nachdrückliche Betonung der furchtbaren Zähne des Ungeheuers. Wie bedeutsam sie für die weitere Entwickelung der Tradition wurde, lehrt uns ein Blick in die mit den Zeiten stark sich wandelnden Fassungen der Alexandersage. Es ist das der unter dem Namen des Pseudo-Callisthenes überlieferte Alexanderroman,[1]) welcher bis an die Schwelle der Neuzeit „auf Heiden, Juden, Christen und Muhammedaner in Afrika, Asien und Europa einen zauberhaften Reiz ausgeübt hat.“[2]) Ein kurzer Blick auf seine Entstehung ist an dieser Stelle unerlässlich.

Allgemein[3]) wird angenommen, dass der Kern der Alexandersage in Alexandria entstanden ist. Darauf weist nicht nur der deutlich alexandrinische Denkweise verratende Charakter des ganzen Werkes hin, sondern auch das Bemühen, Alexanders Abstammung von dem alten Pharaonengeschlecht herzuleiten, sowie die auffallende Vorliebe für die alexandrinische Lokalsage.[4]) Die Zeit der Aufzeichnung wird meist mit Zacher und Budge um 200 nach Chr. angesetzt; doch ist auch Rohde's Ansicht,[5]) welche sie schon für die Zeit der letzten Ptolemaeer vermutet, beachtenswert. Auf uns ist dieser Text jedoch nicht in seiner ursprünglichen Gestalt gekommen, sondern in der Form jüngerer, die Spuren der Abänderung deutlich an sich tragender Rezensionen, von denen die älteste und dem Urtext am nächsten kommende durch die Handschrift A[6]) (nach der durch Carl Müller üblich gewordenen Benennung) vertreten wird, während die Handschriften B[7]) und C[8]) eine jüngere, zum Teil absichtlich weiter veränderte Gestalt aufweisen. Ausserdem besitzen wir noch

[1]) Zum ersten Male herausgegeben von Carl Müller, Scr. rer. Alex. Mag. Paris 1846.

[2]) Julius Zacher: Pseudo-Callisthenes. Forschungen zur Kritik und Geschichte der ältesten Aufzeichnung der Alexandersage. Halle 1867 pag. 1.

[3]) Müller a. a. O. introduct p. XX ff.; Zacher a. a. O. pag. 5; Erwin Rohde: Der griechische Roman und seine Vorläufer. 2. Aufl. Leipzig 1900; Lassen a. a O. II pag. 734 u. a. m.

[4]) Z. B. Gründung der Stadt, die Beziehungen Alexander's zu ihr, sein Begräbnis daselbst u. s. w.

[5]) a. a. O. pag. 197 Anm.

[6]) Codex Paris. No. 1711.

[7]) Codex Paris. No. 1685.

[8]) Codex Paris. No. 113. Über die Mängel der Müller'schen Ausgabe s. W. Kroll „Zum griechischen Alexanderroman“ (Hermes XXX pag. 462—465). H. Meusel hat in den Jhrb. für klass. Philologie Suppl. V Heft 4 den cod. Leid herausgegeben, dessen Text im Allgemeinen mit dem der Rezension B übereinstimmt, aber besser als dieser ist. Auch für die Wiederherstellung des Textes der Rezension A ist cod. Leid. oft von wesentlichem Nutzen.

eine lateinische,[1]) eine armenische[2]) und eine syrische[3]) Übersetzung, welche zweifellos auch auf alte, teilweise sogar ältere Vorlagen als Handschrift A, jedoch ebenfalls nicht unmittelbar auf den alexandrinischen Urtext zurückgehen.

Die älteste griechische Handschrift A — welche übrigens nur unvollkommen und in recht verdorbenem Zustande erhalten ist — bietet, wie erwähnt, bereits mannigfache Umgestaltungen und Interpolationen. So ist in ihr nach dem 6. Kapitel des III. Buches ganz unvermittelt das einem gewissen Palladius zugeschriebene Werk „περί τῶν τῆς Ἰνδίας ἐθνῶν καὶ τῶν Βραγμάνων“[4]) eingeschoben.

Da sich nun in dieser wenig bekannten Schrift eine Stelle findet, welche für den Fortgang unserer Untersuchung von der höchsten Bedeutung ist, so müssen wir uns auch mit ihr beschäftigen, und wir begegnen damit auf unserem etwas verschlungenen Pfade einem neuen Zweige der Litteratur, welcher sich anscheinend ziemlich früh und vielseitig entwickelt hat, der Brieflitteratur.[5])

---

[1]) Die des Jul. Valerius: res gestae Alexandri Magni ed. Kuebler, Leipzig 1888. Ausser dem Namen ist von dem Verfasser nichts bekannt. Doch ist das Werk wohl schon vor 340 n. Chr. verfasst. (Vgl. Zacher a. a. O. pag. 84.)

[2]) Herausgegeben von den Mechitaristen zu Venedig unter dem Titel „Padmuthiun Acheksandri Maketonazwui. J. Wenedig i dparani serbuin Chazaru. Hanni 1842. (Vgl. Zacher a. a. O. pag. 85.) Ihr Inhalt ist uns durch Raabe's Versuch, die griechische Grundlage dieser Übersetzung zu rekonstruieren, bekannt geworden. (Rich. Raabe: ἱστορία Ἀλεξάνδρου. Die armenische Übersetzung der sagenhaften Alexander-Biographie [Pseudo-Callisthenes] auf ihre mutmassliche Grundlage zurückgeführt. Leipzig 1896.) Von den Mechitaristen wird die Übersetzung ins 5. Jahrhundert gesetzt.

[3]) Herausgegeben mit englischer Übersetzung von Wallis Budge: The history of Alexander the Great, being the Syriac version of the Pseudo-Callisthenes. Cambridge 1889. Die älteste der 5 Handschriften Budges ist erst vom 13. Oktober 1709 datiert, und ihre gemeinschaftliche Quelle war vielleicht auch erst eine — schon sehr verderbte — Handschrift des 17. oder 16. Jahrhunderts. (Vgl. Nöldeke: „Beiträge zur Geschichte des Alexander-Romans“ in den Denkschr. d. kais. Akad. d. Wiss. philolog.-histor. Kl. XXXVIII Wien 1890 pag. 1.)

[4]) Über den Verfasser ist Sicheres nicht bekannt. Selbständig ist die Schrift herausgegeben von Joach. Camerarius in seinem Libellus gnomologicus, Leipzig (ohne Zeitangabe) pag. 110 ff. und von Ed. Bissaeus London 1688. Die erstgenannte Ausgabe verdient schon wegen der besseren lateinischen Übersetzung den Vorzug. In Handschrift B fehlt das Werk des Palladius, in C ist es nur stückweise und überarbeitet erhalten.

[5]) Dass diese Litteraturgattung schon in vorchristlicher Zeit entstanden ist, beweist Strabo XV, 702: ἐκδέδοται δέ τις καὶ Κρατεροῦ πρὸς τὴν μητέρα ἐπιστολή. Vgl. auch Zacher a. a. O. pag. 92; Nöldeke a. a. O. pag. 9 sowie Ausfeld: „Zur Kritik des griechischen Alexander-Romans“ (Beilage zum Jahresber. d. grherzogl. Gymnas. Bruchsal 1894 pag. 22.)

Der Verfasser des genannten, in Briefform abgefassten Werkes schreibt, er hätte mit dem verstorbenen Bischof Moses von Adulis eine Reise in das Innere von Indien[1]) begonnen, sei aber bald in Folge der unerträglichen Hitze, „welche das kalte Quellwasser, wenn es in Gefässe geschöpft sei, sogleich zum Sieden bringe," wieder umgekehrt. Von einem „Scholasten" aus dem ägyptischen Theben, der auf einer Forschungsreise gefangen genommen worden sei und sechs Jahre unter den Indern gelebt habe, habe er jedoch einige Nachrichten über Indiens Natur und die Brachmanen erhalten. In aller Kürze werden dieselben aufgezählt, und der Verfasser wendet sich nunmehr seiner Hauptaufgabe zu, die bekannte Unterredung Alexanders mit dem Brachmanen Dandamis, mit christlichen Anschauungen verbrämt, wiederzugeben.

Dass Palladius wirklich eine Reise nach „Indien" unternommen habe, darf man wohl nicht annehmen.[2]) Vielmehr wird er, wie schon manche Autoren vor ihm,[3]) einige alte Nachrichten von der Natur des ihm fremden Landes zusammengetragen haben, um für den philosophischen Inhalt seiner Schrift einen interessanten Rahmen, ein fremdartiges Kolorit zu gewinnen. Ja, die ausserordentliche Ähnlichkeit, die sein Werk in der ganzen Anlage mit dem von Diodor dürftig genug wiedergegebenen des Jambulus zeigt, legt die Vermutung nahe, dass er sich letzteres zum Vorbilde genommen habe, zumal sich auch sprachliche Anklänge in beiden Schriften finden.[4])

Doch das mag dahingestellt bleiben! Sicher ist, dass sich fast alle Angaben des Palladius auf alte Quellen zurückführen lassen, und bei den wenigen Stellen, an denen das nicht der Fall ist, muss man sich erinnern, dass uns der Inhalt der griechischen Autoren zumeist nur in Trümmern bekannt ist. So erwähnt auch Ptolemaeus VII, 2 die fünf Ströme auf Taprobane[5]) sowie das häufige Vorkommen der Elephanten daselbst. Die „ὡς χίλιαι νῆσοι", welche vor dieser Insel liegen sollen, finden sich bei dem Alexandriner in der genaueren

[1]) Palladius versteht unter „Indien" jedoch das „erweiterte" Indien, zu dem auch ein grosser Teil Aethiopiens gerechnet wurde.

[2]) Der als sein Begleiter genannte Bischof Moses v. Adulis ist ebenfalls unbekannt. Le Quien: Oriens Christianus II, Paris 1740 pag. 667 erwähnt ihn zwar, doch stützt er sich dabei eben nur auf die oben genannte Stelle des Palladius.

[3]) So Jambulus bei Diodor II 55—60, Euhemerus bei Diodor V 41—46. Vgl. über diese Erzählungen Rohde a. a. O. pag. 220 ff.

[4]) Vgl. dazu Rohde a. a. O. pag. 238.

[5]) Die Namen der Ströme sind nach Ptol.: Phasis, Soana, Azanus, Baraeus, Ganges.

Zahl 1378 wieder (VII, 4), und die Erzählung von dem Magnetberg auf den Inseln „Maniolae" bringt er VII, 2 in klarster Übereinstimmung.[1]) Hauptsächlich hat sich jedoch Palladius zweifellos an Ktesias angelehnt, wenn auch wahrscheinlich nicht unmittelbar an dessen Ἰνδικά, sondern, wie manche kleine Abweichungen andeuten, an eine Überarbeitung derselben. Von Ktesias sind die Angaben über die furchtbare Hitze abgeleitet,[2]) von ihm diejenigen über das lange Leben der Inder,[3]) das Vorkommen der Palmen,[4]) der fettschwänzigen Schafe und Ziegen,[5]) das Fehlen der Schweine.[6]) Ferner erwähnt auch Ktesias — wie Palladius — ein Höhlen bewohnendes Volk,[7]) und die Erzählung von den „Βιθσάδες" ist vielleicht aus einer Verschmelzung dieses Berichtes des Ktesias mit dem zuvor (Cap. 11) über die Pygmaeen gebrachten entstanden.[8])

Ganz am Ende seiner geographischen Einleitung spricht Palladius von einer „ungeheuren Amphibie", welche im Ganges lebe und den Übergang über den Strom gefährlich mache; sie solle im Stande sein, einen Elefanten unzerkleinert hinabzuschlingen, und die seltsame Benennung „ὀδοντοτύραννος" führen.[9]) Die richtige Überlieferung dieses

[1]) Augenscheinlich hat Palladius, der die Gruppe der „1000 Inseln" „Maniolae" nennt, während Ptol. seine „Maniolae" östlich von den 1378 Inseln ansetzt, die Lakkadiven und Malediven gemeint, deren König sich noch heut „König der 12000 Inseln" nennt. Ihre Atolle bieten ein gefährliches Hindernis beim Vordringen von Westen her für tiefergehende Schiffe, welche leicht auf den Korallenriffen aufsitzen und wie von magnetischer Kraft festgehalten werden. Daher bauen noch heutzutage die Eingeborenen aus dem Stamme der Kokospalme flache Kähne. Sie verbinden deren einzelne Teile mit Kokosbast, da ihnen das Eisen fehlt: also auch heut noch finden sich an den dortigen Fahrzeugen keine eisernen Nägel! Vielleicht liegt hier die Wurzel für das ganze Märchen vom Magnetberge!

[2]) ap. Phot. 5: καὶ πολλοὶ ἐνταῦθα τῷ πνίγει φθείρονται. παὶ θάλασσαν φησὶν αὐτόθι οὐδὲν ἔλαττον τῆς Ἑλληνικῆς. τὸ δὲ ἄνω αὐτῆς ἕως τεσσάρων δακτύλων θερμὸν εἶναι, ὥστε μὴ ἐχθὺν ζῆν προσπελάσαντα τῷ θερμῷ.

[3]) Ebenda 15: ἡ δὲ ζωὴ αὐτῶν ρκ καὶ λ′ καὶ ν′ καὶ σ′ τὰ πλεῖστα βιοῦντες.

[4]) Ebenda 13: οἱ δὲ φοίνικες οἱ ἐν Ἰνδοῖς καὶ οἱ τούτων βάλανοι, τριπλάσιοι τῶν ἐν Βαβυλῶνι.

[5]) Ebenda 13: ὅτι τὰ πρόβατα τῶν Ἰνδῶν καὶ αἱ αἶγες μείζους ὄνων εἰσί . . . ἔχουσι δὲ οὐρὰς μεγάλας.

[6]) Ebenda 13: ὃς δὲ οὔτε ἥμερος οὔτε ἄγριος ἐστὶν ἐν τῇ Ἰνδικῇ.

[7]) Ebenda 23: τούτοις τοῖς κυνοκεφάλοις οὐκ εἰσὶν οἰκίαι ἀλλ' ἐν σπηλαίοις διαιτῶνται.

[8]) s. hierüber Baehr a. a. O. pag. 327 sowie Schneider: Aristotelis de animalibus historiae Bd. IV. Leipzig 1811 pag. 477.

[9]) Die Worte lauten: „τὸν δὲ ποταμὸν λέγουσι δυσπεραίωτον εἶναι διὰ τὸν λεγόμενον ὀδοντοτύραννον. Ζῶον γάρ ἐστι μέγιστον εἰς ὑπερβολὴν ἐνύπαρχον τῷ ποταμῷ ἀμφίβιον, ἐλέφαντα ὁλόκληρον καταπιεῖν δυνάμενον." Fast unverändert ist die Stelle aufgenommen von Georg Cedrenus Histor. compend. pag. 153 und Mich. Glycas Annal. II pag. 143.

zunächst etwas phantastisch klingenden Namens wird nicht nur dadurch gewährleistet, dass er sich auch in der lateinischen Übersetzung des Valerius,[1]) welche das Werk des Palladius nicht aufgenommen hat und, wie erwähnt, auf eine andere Vorlage zurückgeht als die Handschrift A, sowie in der armenischen Übersetzung findet,[2]) sondern auch, weil er sich in die eigentümliche Denkweise der alten indischen Poesie trefflich einfügt. Die Tiersage ist schon früh bei den Indern zu hoher Bedeutung gelangt; so unterschieden sie in ihrem mit einer vielgestaltigen Fauna ausgestatteten Lande einzelne Tiervölker, die von besonders kräftigen Tieren als König beherrscht wurden: der Löwe war ihnen der „König der Tiere", sie kannten ein Schlangenvolk und einen Schlangenkönig, und auch der Elefant genoss königliche Ehren.[3]) Eine äusserst lehrreiche Analogie für den ὀδοντοτύραννος, deren Kenntnis ich einem gütigen Winke des Herrn Professor Fraenkel danke, bietet die Hesychios-Glosse πτερυγοτύραννος ὄρνις ποιὸς ἐν Ἰνδικῇ Ἀλεξάνδρῳ δοθείς, die als ein dem indischen Geistesleben entnommener Begriff neuerdings näher gewürdigt ist.[4]) Sie ist für unsere Untersuchung unmittelbar wichtig durch ihre unverkennbare Zurückführung auf die Historiker des Alexanderzuges. Ihnen wird dann auch das ganz übereinstimmend gebildete Wort ὀδοντοτύραννος seine Einführung in die griechische Litteratur verdanken.

Doch fassen wir nunmehr die Bedeutung dieses Wortes näher ins Auge!

„ὀδοντοτύραννος" — „Zahngewaltiger" könnte man übersetzen — dürfte doch nur ein Tier genannt werden, dessen augenfälligstes Merkmal, dessen gefährliche Waffe sein furchtbares Gebiss bildete. Hält man an dieser unableugbaren Thatsache fest und erinnert man

---

[1]) ed. Kuebler pag. 129: „non tamen prius memorata saevities animantium receptui consulit, quam id animal supervenisset, quod regnum quidem tenere in hasce bestias dicitur; nomine autem odontotyrannum vocant."

[2]) Raabe a. a. O. pag. 81: „καὶ ἰδοὺ ἐξαίφνης παρεγένετο θηρίον μεῖζον πάντων τῶν ἐλεφάντων, οὗ ὄνομα ἦν ὀδοντοτύραννος . . ."

In der syrischen Version ist der Name verdorben: die daselbst angegebene Benennung „mashkĕlath" ist unerklärbar. Sicher ist nur, dass dieses Wort nicht syrischen Ursprungs ist. (Vergl. Budge a. a. O. pag. 98; Nöldeke a. a. O. pag. 21.)

[3]) Vgl. Lassen a. a. O. I p. 295.

[4]) Vgl. dazu Louis H. Gray und Montgomery Schuyler: The American journal of philology. Baltimore (London, Paris, Leipzig), Heft April, Mai, Juni 1901.

sich weiterhin daran, dass, wie oben gezeigt, die Hauptgrundlage der Quellen des Palladius über die Natur Indiens die Angaben des Ktesias gebildet haben, so muss sich die Vermutung aufdrängen, dass der zahnbewehrte „σκώληξ“ des knidischen Arztes und der „ὀδοντοτύραννος“ des Palladius mit einander identisch sind. Gestützt wird diese Annahme noch durch die Ähnlichkeit der Situation: Beide Tiere halten sich in einem grossen Strome Indiens auf, beide fallen die stärksten Vierfüssler an und schlingen sie „unzerkleinert“ hinunter (Ktes.: πάντα κατεσθίει; Pall.: ὁλόκληρον καταπιεῖν δυνάμενον), und bei beiden wird schliesslich ihre amphibische Lebensweise betont.[1]) Allem Anschein nach hat der bei Ktesias noch namenlose „σκώληξ“ im Laufe der Zeit auf Grund seiner Beschreibung den Namen „ὀδοντοτύραννος“ erhalten.[2])

Noch klarer ist jedoch der Zusammenhang zwischen Palladius und Sebosus zu erkennen; da ist nicht nur der Aufenthaltsort der gleiche — der Ganges —, sondern auch der Kampf mit den Elefanten wird übereinstimmend erwähnt. Es fehlt nur der Name, um die völlige Konkordanz beider Überlieferungen zu beweisen. Doch dass auch er dem Sebosus bekannt gewesen ist und sicherlich in seinem verloren gegangenen Werke angeführt wurde, lässt sich noch aus dem mageren Auszug des Plinius erkennen. Der Kompilator hat ihn nur bei Seite gelassen — wahrscheinlich, weil er ihm in dem Augenblicke, als er die eilige Randbemerkung zu den „Platanisten“ machte,[3]) aus dem Gedächtnis entschwunden war. Er erinnerte sich nur noch, dass für die Benennung der „Würmer“ ein besonders hervorstechender Zug in ihrem Aussehen den Grund gebildet hatte und wollte dies durch die bisher stets unklar gebliebenen Worte „qui nomen a facie traxerunt“ zum Ausdruck bringen.[4]) Nicht die Bezeichnung „vermes“ sollen sie erklären, sondern mit Beziehung auf die von Ktesias erwähnten zwei Zähne auf den uns durch Palladius, Valerius u. s. w. erhaltenen Namen „ὀδοντοτύραννος“ hindeuten.[5])

[1]) Pallad. nennt das Tier ausdrücklich ἀμφίβιον, Ktesias deutet die amphibische Lebensweise an durch die Worte: „τὴν μὲν ἡμέραν ἐν τῇ ἰλύϊ τοῦ ποταμοῦ διαιτῶνται, τῇ δὲ νυκτὶ ἐξέρχονται.“

[2]) Dass schon Ktesias den Namen gekannt haben sollte, ist nicht anzunehmen, da derselbe weder im Auszuge des Photius noch in dem ausführlicheren des Aelian genannt wird.

[3]) s. o. Seite 48.

[4]) Gänzlich verunstaltet und missverstanden sind die Worte schon bei Solin. a. a. O., wo es heisst: „quem [Gangen] Statius Sebosus inter praecipua miracula ait vermibus abundare caeruleis nomine et colore.

[5]) Ganz bei Seite gelassen wurde bisher die Längenangabe der Würmer,

Das Ergebnis der Untersuchung ist demnach: Statius Sebosus hat, wie später Palladius, seine Nachrichten über die „Würmer" im Ganges einem Autor entnommen, der die im Laufe der Zeit erweiterten und ausgeschmückten Angaben des Ktesias über Indien benutzt hat. Auf eine nach Indien unternommene Reise darf man nach dem Fragment nicht schliessen. —

Zum Schlusse seien noch einige Worte über die Entstehung und Ausbildung der Fabel von dem „Wurme ὀδοντοτύραννος" gestattet; denn dass man in ihm den Ausfluss einer alten indischen Sage vor sich hat, zu welcher irgend welche in Indien lebende Geschöpfe den Anlass boten, ist wohl ausser Zweifel. Die Merkmale, welche uns das Fragment bei Plinius als Handhabe liefert, um diesen Kern aus seiner phantastischen Hülle herauszuschälen, sind hier charakteristisch genug und ermöglichen eine befriedigende Lösung.

Am auffallendsten ist ohne Zweifel, dass die geschilderten „Würmer" im stande sein sollen, die Riesen der indischen Tierwelt, die Elefanten, „wenn sie zur Tränke kommen, am Rüssel zu packen und sie in den Strom hinabzuziehen". So wunderbar diese Erzählung klingt, so wenig darf sie für unsere Zwecke vernachlässigt werden! Dass nämlich gerade die Bezwingung der Elefanten angeführt wird, hat vielleicht nicht nur seinen Grund darin, dass an einem möglichst packenden Beispiele die riesige Kraft der „vermes" gezeigt werden sollte, sondern Plinius selbst berechtigt uns, einen tieferen Sinn hinter seinen Worten zu vermuten. An anderer Stelle (VIII, 32) spricht er von Tieren Indiens, welche in ewiger Feindschaft mit den Elefanten leben; in den Flüssen untergetaucht, lauern sie denselben auf und umschlingen und fesseln ihnen, wenn sie zur Tränke kommen, den Rüssel, um sie zu töten, indem sie ihnen ihr „kaltes, Kühlung gewährendes Blut" aussaugen. Plinius nennt diese Tiere „dracones", und der Zusammenhang lehrt mit offenbarer Sicherheit, dass unter ihnen Riesenschlangen zu verstehen sind.[1])

---

die bei den oben zitierten Autoren erheblich abweicht (Ktes.: 7 Ellen; Sebos.: 60 Ellen; Pallad.: μέγιστον εἰς ὑπερβολήν). Da sowohl Photius wie Aelian unabhängig von einander 7 Ellen angeben, dürfte dieses Mass wohl für Ktesias feststehen. Die spätere Übertreibung des Palladius kann man als ganz natürliche Weiterbildung der Sage ansehen, während die von Sebosus gebrachte genaue Zahl wohl auf einen bereits in der von ihm benutzten Mittelquelle vorhandenen Schreibfehler (ξ′ statt ζ′) zurückzuführen sein wird.

[1]) Von der Feindschaft der Elefanten und Schlangen erzählen ferner: Pomp. Mela III, 62; Strabo XVI, 775; XVII, 822 (hier werden die „δράκοντες" bezeichnend ἐλεφαντομάχοι genannt); Solin. 25, 11 ff.; Diod. Sic. III, 10, 37; Aelian VI, 21 u. a. m.

Es ist nun wohl nicht zu kühn, wenn man auf Grund dieser im Altertum, wie es scheint, allgemein verbreiteten Sage von der Feindschaft der Elefanten und Schlangen zu der Vermutung gelangt, dass auch für die Fabel von den Elefanten bezwingenden „Würmern" des Sebosus, welche ganz in der Weise der „dracones" ihren Gegnern den Rüssel fesseln und sie dadurch kampfunfähig machen, und somit in erster Linie für den σκώληξ des Ktesias,[1]) die in Indien heimischen Riesenschlangen, die Pythonschlangen,[2]) den Stoff geliefert haben, zumal auch indische Dichter des Kampfes dieser Reptilien mit den Elefanten gedenken (Lassen III, 333). Auf welche Lebewesen würde denn auch die Bezeichnung „Würmer" besser passen, als auf Schlangen, zumal in einem Lande, in welchem diese Tiere in solcher Menge vorkommen, dass „ihre Aufzählung kein Ende nehmen würde!"[3]) Auf sie weist auch die sonderbare Art hin, in welcher nach Ktesias und Palladius die Ungeheuer ihre Beute hinabschlingen: gerade das Hinabwürgen der trotz ihres Gebisses unzerkleinerten Beute ist eine Eigentümlichkeit der Schlangen!

Nicht minder steht mit deren Lebensweise die ausdrückliche Betonung der amphibischen Natur des „ὀδοντοτύραννος" im Einklang. „Alle Riesenschlangen", sagt Brehm in seinem „Tierleben",[4]) „ziehen wasserreiche, mit einer üppigen Pflanzenwelt bedeckte Gegenden allen übrigen vor und kommen auf trockene Örtlichkeiten nur ausnahmsweise." „Mehrere sind echte Wassertiere, welche nur, um sich zu sonnen und um zu schlafen, die Flüsse, Seeen und Sümpfe verlassen." (Ebenda pag. 300.) Und klingt es nicht fast wie eine Übersetzung aus Ktesias, wenn es weiterhin heisst: „Die eigentliche Regsamkeit der Riesenschlangen beginnt mit Eintritt der Dämmerung und endet mit anbrechendem Morgen?"[5])

---

[1]) Ktesias selbst erwähnt zwar nicht den Kampf mit den Elefanten, sondern mit Kamelen und Rindern, vgl. hierzu auch Megasthenes bei Plin. VIII, 14: „Megasthenes scribit in India serpentes in tantam magnitudinem adolescere, ut solidos hauriant (cf. hiermit das „ὁλόκληρον καταπιεῖν des Palladius!) cervos taurosque." Wir ersehen hieraus, dass erst in den spätern Darstellungen, als durch den Zug Alexanders der Indus und die Verhältnisse in Indien überhaupt bekannt geworden waren, die sagenhaften Tiere in den fernen Ganges versetzt und für die Kamele und Rinder das für Indien charakteristische Tier, der Elefant, eingesetzt wurde. Diese spätere Version ist bei Sebosus und Palladius wiedergegeben.

[2]) Nicht wie Lassen a. a. O. II pag. 679 und III pag. 333 von den Schlangen des Megasthenes meint, die Boa constrictor. Diese ist nur in Amerika heimisch.

[3]) Aelian XII, 32.

[4]) I, 7 pag. 308.

[5]) Ktes.: „τὴν μὲν ἡμέραν ἐν τῇ ἰλύϊ τοῦ ποταμοῦ διαιτῶνται, τῇ δὲ νυκτὶ ἐξέρχονται."

Auch das ist zu betonen, dass gerade in den nördlichen Gegenden Indiens, von denen Ktesias berichtet, die Verehrung der Schlangen vorzüglich verbreitet war.[1]) Religiöse, von jenem Schlangenkult ausgehende Vorstellungen mögen daher die Basis für die Sage vom „ὀδοντοτύραννος“ und seiner übernatürlichen Kraft gebildet haben.[2])

Diese Sage blieb jedoch nicht auf der Stufe, die Ktesias, Sebosus, Palladius überliefert haben, stehen. Die lebhafte, dem Wunderbaren eifrig ergebene Phantasie der Orientalen, ihre „Lust zu Fabulieren“ ersann immer neue Züge und umgab schliesslich den einfachen Kern der Fabel mit einem Gespinst, das die ursprünglichen Formen ganz verschwinden liess. So entstand mit der Zeit ein Untier, das scheinbar auch nicht den geringsten Zug mit dem σκώληξ des Ktesias, dem „Wurm“ des Sebosus gemein hat.

Der siegreiche Kampf mit dem Elefanten fesselte wohl am meisten die Einbildungskraft der Leser. Mit jenem wurde das Tier stets zusammen genannt; so kam es, dass es allmählich selbst die Gestalt eines Elefanten annahm — nur dass es, weil kräftiger, auch grösser sein sollte als er. Diese Entwickelungsstufe zeigt bereits die lateinische Übersetzung des Valerius.[3]) Sie wurde grundlegend für die Auffassung des ganzen Mittelalters, da die Rezension A und mit ihr die Beschreibung des Palladius mehr und mehr in den Hintergrund trat und schliesslich verschwand. Weiterhin verwandelten sich die beiden Zähne des „Odontotyrannus“ in Hörner[4]) — ein Vorgang, der um so verständlicher ist, als man sich nicht klar gewesen zu sein scheint, ob die Hauer der Elefanten als Zähne oder Hörner anzusehen seien.[5])

---

[1]) Lassen a. a. O. II, pag. 642.

[2]) So erklärt sich wohl auch am natürlichsten die bisher übergangene Mitteilung des Ktes., dass man aus dem σκώληξ ein Öl gewinne, welches die Eigenschaft besitze, alles zu verbrennen. Man kann hierbei an das Schlangenfett denken, dem ja noch heutzutage der Aberglaube zauberische Kraft zuschreibt.

[3]) „haec bestia facie elephantus quidem est, sed magnitudine etiam huius animantis longe provecta.“ . . Diese Stelle ist eine Bestätigung für die Ansicht Zacher's (a. a. O. pag. 41), dass Valerius bisweilen eine jüngere Fassung als Handschrift A wiedergiebt.

[4]) Ein Horn in der armenischen Übersetzung (μονοκέρατον), sonst drei Hörner: vgl. „De monstris et beluis“ in Berger de Xivrey: Traditions tératologiques. Paris 1836, pag. 268; „Merveilles d'Inde“ par Wauquelin, ebenda, pag. 394; „Alexander, Gedicht des 12. Jahrhunderts vom Pfaffen Lamprecht,“ Urtext und Übersetzung von Dr. Weissmann I. Vers 4866 ff.

[5]) Aelian IV, 31: ὁ ἐλέφας, οἱ μὲν αὐτοῦ προκύπτειν χαυλιόδοντάς φασιν, οἱ δὲ κέρατα. ebenda XVII, 44: περιβαλλόμενος τὴν προβοσκίδα καὶ κατέχει καὶ πρὸς ἑαυτὸν ἕλκει, ἐμπίπτων δὲ τοῖς κέρασι κατακόπτει ὡς πελέκεσιν.

Noch manche Zuthat kam bei dem einen oder andern Autor hinzu, und so kann es nicht Wunder nehmen, wenn uns im Speculum historiale Vincenz' von Beauvais IV, 54 der „Wurm" des Ktesias und Sebosus entgegentritt als eine „bestia maior elephante, tribus armata in fronte cornibus: quam Indi appellant odontatyrannum, capitis equini, coloris atri."

Dass diese Weiterbildung der Sage, welche zu einem ganz ungewöhnlichen Resultate führte, auf die Deutungsversuche von verhängnisvollster Folge wurde, ist begreiflich. Einige seien angeführt, um zu zeigen, in wie verschiedenartigen Tieren der „ὀδοντοτύραννος" der Alten gesucht wurde. Baehr (pag. 334—335) erklärt sich — allerdings sehr vorsichtig und zurückhaltend — für das Krokodil, Zacher (pag. 157) für das Nashorn und Berger de Xivrey (pag. 282) gar für den Kraken. J. F. Brandt,[1]) der sich besonders eingehend mit der Sage vom ὀδοντοτύραννος beschäftigt hat, wendet sich speziell gegen die Auffassung Schneider's, der den ὀδοντοτύραννος mit dem σκώληξ indentifiziert und trennt die einzelnen Autoren; er meint, unter dem Ungeheuer des Valerius sei ein bösartiger, einzeln lebender Elefant mit grossen Hauern zu verstehen, während die „Amphibien" des Palladius und Ktesias zwei verschiedene Arten von Krokodilen darstellten. Fr. Graefe[2]) endlich kommt zu dem abenteuerlichen Ergebnis, dass die Entstehung der ganzen Fabel auf die Ausgrabung von Mammutknochen durch die Alten zurückzuführen sei, und schlägt daher allen Ernstes vor, dem Mammut den ihm „historisch zukommenden" Namen „ὀδοντοτύραννος" zurückzugeben.

[1]) „Untersuchungen über die zoologische Bedeutung des ὀδοντοτύραννος und σκώληξ der alten griechischen und römischen Schriftsteller." Bulletin de l'acad. imp. des sciences de St. Pétersbourg III, 1861, pag. 335—346.

[2]) „Sub Mammonte nostro fabulosum antiquorum Odontotyrannum latere conicitur" (Mémoires de l'acad. imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sciences politiques, histoire et philologie I, 1832, pag. 69—88. Vgl. bes. pag. 70 u. 73. Gegen ihn wenden sich gelegentlich A v. Humboldt: Über die Schwankungen der Goldproduktion mit Rücksicht auf staatswirtschaftliche Probleme" (Deutsche Vierteljahrsschrift, 4. Heft, Stuttgart 1838, pag. 28) und v. Olfers: „Die Überreste vorweltlicher Riesentiere in Beziehung zu ostasiatischen Sägen und chinesischen Schriften" (Abhdlgen d. kgl. Akad. d. Wiss. aus d. Jahre 1839, Berlin 1841, pag. 51—79) pag. 62.

Lebenslauf.

Ich, Curt Müller, Sohn des Pastors an der Trinitatiskirche zu Breslau Wilhelm Müller, evangelischen Bekenntnisses, wurde am 5. September 1875 in Breslau geboren. Meine Schulbildung erhielt ich auf dem hiesigen Gymnasium zu St. Elisabet, das ich Michaelis 1895 mit dem Zeugnis der Reife verliess, um mich an der hiesigen Universität hauptsächlich geographischen und historischen Studien zu widmen. Unterbrochen wurden dieselben im Jahre 1897/98, als ich meiner Wehrpflicht genügte, und im S.-S. 1900 durch Ableistung einer achtwöchentlichen militärischen Übung.

Ich besuchte die Vorlesungen folgender Herren Professoren und Dozenten: *Appel, Baeumker, Caro, Ebbinghaus, Franz, Kaufmann, Partsch, Pughe, Schulte, Vogt, Wilcken* und nahm teil an den Seminarübungen der Herren Professoren *Caro, Kaufmann, Partsch, Schulte, Wilcken.* Allen diesen Herren bin ich zu grossem Danke verpflichtet, namentlich aber meinem hochverehrten Lehrer Herrn Professor Dr. Joseph Partsch für vielfache Anregung und Förderung während meiner ganzen Studienzeit und insbesondere bei der Abfassung der vorliegenden Arbeit.

Thesen.

1. Die von der oberschlesischen Industrie gewünschte Vervollkommnung des Klodnitz-Kanales lässt sich in einer den Bedürfnissen der modernen Grossschiffahrt entsprechenden Weise nicht durchführen.
2. Von den gegenwärtig in Ausführung begriffenen Südpolar-Expeditionen hat die englische die höchsten Aussichten auf vielseitige und schwerwiegende wissenschaftliche Ergebnisse.
3. Der „Lunae portus“ ist nicht an der Magramündung zu suchen, sondern wir haben in ihm den Golf von Spezia wiederzuerkennen.
4. Friedrich Barbarossa hat das Unglück von Legnano zum grössten Teil selbst verschuldet.